

ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE



# Archiv für Sozialgeschichte

Herausgegeben von der  
Friedrich-Ebert-Stiftung

55. Band · 2015

Verlag  
J. H. W. Dietz Nachf.

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von:

BEATRIX BOUVIER

ANJA KRÜKE

FRIEDRICH LINGER

UTE PLANERT

DIETMAR SÜSS

MEIK WOYKE (Geschäftsführender Herausgeber)

BENJAMIN ZIEMANN

Redaktionsanschrift:

Friedrich-Ebert-Stiftung

Godesberger Allee 149, 53175 Bonn

Tel. 02 28/8 83 – 80 68, Fax 02 28/8 83 – 92 09

E-Mail: Meik.Woyke@fes.de

Herausgeberin und Verlag danken Herrn Martin Brost für die finanzielle Förderung von  
Bearbeitung und Druck dieses Bandes.

ISSN 0066-6505

ISBN 978-3-8012-4230-5

© 2016 Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlag und Einbandgestaltung: Bruno Skibbe, Braunschweig

Satz: PAPHYRUS – Lektorat + Textdesign, Buxtehude

Druck: Westermann Druck Zwickau GmbH, Zwickau

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2016

## Inhalt

### BEITRÄGE ZUM RAHMENTHEMA »SOZIALGESCHICHTE DES TODES«

<i>Ute Planert/Dietmar Süß</i> , Nichts ist umsonst. Anmerkungen zu einer Sozialgeschichte des Todes .....	3
<i>Anna-Maria Götz</i> , Zwischen Status, Prestige und Distinktion. Das bürgerliche Familiengrab und der Wandel des Bestattungswesens im 19. Jahrhundert .....	19
<i>Henning Türk</i> , Bürgerliche Stiftungen als Memoria und soziale Harmonisierung ›von oben‹ nach der Revolution 1848/49. Die Schenkungen und Stiftungen der Familie Jordan in Deidesheim .....	39
<i>Moritz Buchner</i> , Zivilisierte Trauer? Emotionen als Differenzkriterium im bürgerlichen Italien (1870–1910).....	55
<i>Norman Aselmeyer</i> , Cholera und Tod. Epidemieerfahrungen und Todesanschauungen in autobiografischen Texten von Arbeiterinnen und Arbeitern .....	77
<i>Sebastian Weinert</i> , Der »Tod« als Argument. Strategien der hygienischen Volksbelehrung vom späten Kaiserreich bis zum Anfang der 1960er-Jahre .....	107
<i>Michael Becker/Dennis Bock</i> , »Muselmänner« und Häftlingsgesellschaften. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager ...	133
<i>Nina Janz</i> , Von Toten und Helden. Die gefallenen Soldaten der Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs.....	177
<i>Lu Seegers</i> , Der tote Vater im Familiengedächtnis. Deutschland und Polen nach 1945.....	205
<i>Ann Katrin Düben</i> , »So daß dann diese gesamte Grabstätte in Bockhorst verschwindet«. Die Friedhöfe für die Toten der Emslandlager im Spiegel der bundesrepublikanischen Erinnerungspolitik (1945 bis 1970) .....	235
<i>René Schlott</i> , Die Todesopfer an der Berliner Mauer. 251 und Erinnerung .....	251
<i>Florian Greiner</i> , »Richtig sterben«. Populäres Wissen zum Thema »Tod« seit den 1970er-Jahren .....	275

### DOKUMENTATION – ANALYSE – KRITIK

<i>Rainer Behring</i> , Hermann Müller und Polen. Zum Problem des außenpolitischen Revisionismus der deutschen Sozialdemokratie in der Weimarer Republik .....	299
<i>Alexander Wierzock</i> , Nähe und Distanz eines Intellektuellen zur Sozialdemokratie. Ein vergessenes Gutachten des Soziologen Ferdinand Tönnies zur Revision des Erfurter Programms.....	321
<i>Dieter K. Gessner</i> , Avantgarde und Kunstmarkt. Der Zeichner George Grosz in der Weimarer Republik .....	343

## VI

<i>Veit Damm</i> , Zusammenarbeit der Gewerkschaften und Internationalisierung der Wirtschaft in Westeuropa in den 1970er-Jahren. Das Beispiel grenzübergreifender Gewerkschaftsräte .....	373
--	-----

### FORSCHUNGSBERICHTE UND SAMMELREZENSIONEN

<i>Roger Chickering</i> , Deutschland im Ersten Weltkrieg. Betrachtungen zur Historiografie des Gedenkjahres .....	395
<i>Knud Andresen</i> , West- und ostdeutsche Jugendszenen in den 1980er-Jahren – ein Individualisierungsschub? .....	445
<i>Daniel Gerster</i> , Bildung, soziale Ungleichheit – und Pierre Bourdieu. Ein Literaturbericht .....	477
Summaries .....	495
Résumés .....	499
Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes .....	505
Rahmenthemen der nächsten Bände des »Archivs für Sozialgeschichte« .....	510

Einzelrezensionen des »Archivs für Sozialgeschichte« finden sich unter  
<<http://www.fes.de/afs>>

Lu Seegers

## Der tote Vater im Familiengedächtnis

### Deutschland und Polen nach 1945

»Witwer mit fünf Töchtern« – so lautete eine der beliebtesten westdeutschen Filmkomödien des Jahres 1957 mit Heinz Erhardt in der Hauptrolle.<sup>1</sup> Der Komiker spielte hier den latent überforderten Schlossverwalter Friedrich Scherzer, dem nach dem Tod seiner Frau der Spagat zwischen gewissenhafter Ausübung seines Berufs und der Sorge um seine fünf Töchter zu schaffen macht. Natürlich meistert der Witwer letztlich alle Schwierigkeiten mit Herzensgüte, bemühter Strenge und viel Humor. Für viele Kinder sah die Realität nach 1945 jedoch genau umgekehrt aus. Ihre Väter waren im Zweiten Weltkrieg gestorben. Die etwa fünf Millionen gefallenen deutschen Soldaten hinterließen mehr als eine Million Witwen, fast 2,5 Millionen Halbwaisen und etwa 100.000 Vollwaisen.<sup>2</sup> Die meisten Kinder der zumeist noch jungen Soldaten gehörten den Jahrgängen 1935 bis 1945 an.<sup>3</sup> Dabei handelt es sich um eine Alterskohorte, die seit einigen Jahren als »Generation der Kriegskinder« in der Bundesrepublik Deutschland große mediale Aufmerksamkeit erfährt, wobei unter anderem die Erfahrung der Vaterlosigkeit zentral ist. Es waren der Psychoanalytiker Hartmut Radebold und der Historiker Jürgen Reulecke, die sich unter dem prägnanten Buchtitel »Söhne ohne Väter« mit den Folgen ihrer kriegsbedingten Vaterlosigkeit im Jahr 2004 öffentlich auseinandersetzten und damit die Debatte um die »Generation der Kriegskinder« mit anstießen.<sup>4</sup>

Der Verlust des Ehemanns, Vaters oder auch Sohnes bedingt durch den Zweiten Weltkrieg war freilich nicht nur in Deutschland ein Massenphänomen. In Europa hatten schätzungsweise mindestens zwölf Millionen Kinder ihren Vater durch den Krieg verloren.<sup>5</sup> In Polen waren die Bevölkerungsverluste prozentual höher als in jedem anderen Land. Polen verlor drei Millionen (überwiegend) christliche Bürgerinnen und Bürger und ebenso viele jüdischer Herkunft, also fast 16% der Vorkriegspopulation.<sup>6</sup> Die meisten der nicht jüdischen Männer kamen in Polen als Verfolgte der deutschen oder sowjetischen Besatzungsmacht beziehungsweise als Soldaten oder Partisanen der Polnischen Heimatarmee

1 Regie führte Erich Engels. Vgl. *Rainer Berg/Norbert Klugmann*, Heinz Erhardt. Die Biografie, Oldenburg 2009, S. 135ff.

2 Bis zum Angriff auf die Sowjetunion waren mit insgesamt 130.000 Soldaten noch vergleichsweise wenig Menschen ums Leben gekommen. Seit Juni 1941 stiegen die Verluste und erreichten Mitte 1944 eine Größenordnung von 200.000 Soldaten pro Monat. Zu den Hinterbliebenen – insbesondere in der DDR – gibt es keine genauen Zahlenangaben. Dazu *Nicole Kramer*, »Volksgeossinnen« an der Heimatfront. Mobilisierung, Verhalten, Erinnerung, Göttingen 2011, S. 181.

3 Ein großer Teil der Soldaten gehörte den Jahrgängen 1910 bis 1925 an. Ebd.

4 *Hermann Schulz/Jürgen Reulecke/Hartmut Radebold* (Hrsg.), Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration, Berlin 2004. Mittlerweile sind Bücher zum Themenkomplex »Töchter ohne Väter« erschienen, zum Beispiel: *Barbara Stambolis*, Töchter ohne Väter. Frauen der Kriegsgeneration und ihre lebenslange Sehnsucht, Stuttgart 2012; *Cornelia Staudacher*, Vaterlose Töchter. Kriegskinder zwischen Freiheit und Anpassung, Zürich/Hamburg 2006.

5 *Tara Zahra*, The Lost Children. Reconstructing Europe's Families after World War II, Cambridge/London 2011, S. 6.

6 *Christine Müller*, Möglichkeiten und Gefahren medialer Diskurse am Beispiel der polnischen Jedwabne-Debatte, in: *Julian Pänke/Gereon Schuch/Malte Brosig* u.a. (Hrsg.), Gegenwart der Vergangenheit. Die politische Aktualität historischer Erinnerungen in Mitteleuropa, Baden-Baden 2007, S. 207–212, hier: S. 207.

(Armia Krajowa) ums Leben. Insgesamt soll es in Polen nach 1945 rund 1,1 Millionen Halbwaisen und Waisen gegeben haben.<sup>7</sup> In den medialen und wissenschaftlichen Debatten in Polen waren vaterlose »Kriegskinder« anders als in Deutschland in der jüngeren Zeit allerdings kaum ein Thema.

Im Mittelpunkt des Beitrags steht die Frage, wie der kriegsbedingte Tod des Vaters von Söhnen und Töchtern der Jahrgänge 1945 in West- und Ostdeutschland retrospektiv gedeutet wird. Um eine internationale Perspektive zu integrieren, werden punktuell auch Deutungen polnischer Halbwaisen einbezogen. Zentral geht es darum, individuelle kindliche Wahrnehmungen des kriegsbedingten Todes sowie seine Bedeutung und Deutung in verschiedenen biografischen Lebensphasen zu analysieren. Wie erfuhren die Kinder vom Tod des Vaters? Wie sah die materielle Situation der Kinder aus und erlebten sie Diskriminierungen im sozialen Umfeld und/oder in der Familie? Wie wurde in den Familien über die Väter gesprochen? Welche Rolle spielte die Vaterlosigkeit im weiteren Lebensverlauf der Interviewpartnerinnen und -partner und wie wurde sie in unterschiedlichen biografischen Lebensphasen gedeutet? Um diese Fragen beantworten zu können, werden 30 lebensgeschichtliche Interviews mit Männern und Frauen aus Ost- und Westdeutschland, mit unterschiedlichem Konfessions-, Bildungs- und sozialem Hintergrund ausgewertet. Hinzu kommen zehn Interviews mit Frauen und Männern der gleichen Alterskohorte aus verschiedenen Regionen Polens, die ihren Vater ebenfalls kaum oder gar nicht mehr kennengelernt haben.<sup>8</sup> Die Interviews ermöglichen einen Zugang, um beispielhaft veränderte Familienbeziehungen nach dem Tod des Vaters, individuelle Deutungen des Verlusts sowie seine Positionierung in der familiären Erinnerung in Deutschland und Polen rekonstruieren zu können.<sup>9</sup>

Generell ist zu berücksichtigen, dass die Verarbeitung von Erfahrungen und die Erzeugung von sinnhaften Ausdeutungen stets im gesellschaftlichen Kontext stehen. So ist zu beachten, dass es in der Bundesrepublik einen öffentlichen, stark moralisch geprägten Diskurs um Kriegerwitwen und Halbwaisen gab, während in der DDR und in Polen die Situation der Kriegshinterbliebenen unter den Bedingungen der sozialistischen Regime kaum thematisiert wurde, zumal sie keine oder nur geringe staatliche Renten erhielten. Sozialpsychologische Studien zum Familiengedächtnis zeigen zudem, dass sich Erinnerungserzählungen von Zeitzeuginnen und -zeugen durch die lebenslange Tradierung in Gesprächen an öffentlich normierte Deutungen anpassen, also von sozialen Sagbarkeits-

7 Genauere Zahlen sind aufgrund der komplexen Besatzungssituation in Polen, der Verschiebung der Grenzen und der hohen Mobilität der Bevölkerung im und nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zu erheben. Zahl bei *Andrzej Kotakowski*, *Opieka nad dzieckiem sierocym w województwie gdanskim w latach 1945 o 1956*, Danzig 2010, S. 57 und 189f. Den Hinweis verdanke ich Barbara Klich-Kluczevska.

8 Jeweils neun ost- und neun westdeutschen Interviewpartnerinnen stehen jeweils sechs männliche Interviewpartner aus Ost- sowie aus Westdeutschland gegenüber. In Polen wurden jeweils fünf Männer und fünf Frauen mithilfe einer polnischen Übersetzerin befragt. Die Interviews wurden von der Verfasserin in den Jahren 2006/7 durchgeführt, die Namen der Interviewten anonymisiert. Detailliert zum Sample für Deutschland und Polen: *Lu Seegers*, »Vati blieb im Krieg«, Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert – Deutschland und Polen, Göttingen 2013, S. 140–143 und 411f.

9 Jüdische Kinder wurden nicht befragt, weil ihre Leid- und Verfolgungsgeschichten mit den Lebensgeschichten von Kindern aus deutschen »Täter«- und »Mitläufer«-Familien, aber auch aus polnisch-christlichen Familien kaum vergleichbar sind. Zum Umgang mit jüdischen Waisenkinder aus Mittel- und Osteuropa nach 1945 vgl. *Heide Fehrenbach*, *War Orphans and Post-fascist Families. Kinship and Belonging after 1945*, in: *Frank Biess/Robert G. Moeller* (Hrsg.), *Histories of the Aftermath. The Legacies of the Second World War in Europe*, New York/Oxford 2010, S. 175–195.



regeln geprägt sind.<sup>10</sup> Bei der Auswertung der Interviews geht es demnach darum, die Bemühungen um Herstellung eines subjektiven Sinns in den Lebensgeschichten und die gesellschaftlich möglichen Erfahrungsverarbeitungen in einen Zusammenhang zu stellen. Dabei muss beachtet werden, dass die meisten Gesprächspartnerinnen und -partner zum Interviewzeitpunkt in einem Alter waren, in dem viele ihr Leben bilanzieren und nicht zuletzt in Anbetracht von Enkelkindern und ihrem eigenen Status als Großeltern ihre Kindheit neu betrachten. Der Aufsatz leistet also einen Beitrag zu einer Sozialgeschichte des Todes nach 1945, bei der der gesellschaftliche Umgang mit dem Massentod in Zusammenhang gestellt wird mit öffentlichen Erinnerungsmodi an die Kriegstoten, konkreten Veränderungen im familiären Umfeld und mit individuellen, altersspezifischen Deutungen.<sup>11</sup>

### I. ALS DER VATER NOCH LEBTE: ERZÄHLUNGEN KINDLICHER ERINNERUNGEN

Einzig die älteren Interviewpartnerinnen und -partner schildern eigene Erinnerungen an ihren Vater, die jedoch oft bruchstückhaft sind. Das liegt zum einen daran, dass sie in Deutschland wie in Polen den Vater nach Ausbruch des Kriegs nur selten sahen. Zum anderen sind Ereignisse und Erfahrungen vor dem dritten Geburtstag für das autobiografische Gedächtnis gar nicht und auch in den zwei bis drei Jahren danach nur sehr bedingt zugänglich. Die Entwicklungspsychologie reflektiert dieses Phänomen unter dem Begriff »Childhood Amnesia«.<sup>12</sup> Zwar zeigen jüngere Forschungen, dass auch schon sehr kleine Kinder Bruchstücke vergangener Erfahrungen erinnern können. Diese Erinnerungen sind jedoch eher semantischer denn episodischer Art.<sup>13</sup> Bei den deutschen Interviewpartnerinnen und -partnern sind solche Erinnerungserzählungen – anders als bei den polnischen – durch Bilder einer »heilen Welt« gekennzeichnet, in denen der Zweite Weltkrieg kaum eine Rolle spielte. Erika Scholz, 1939 als Tochter eines SS-Manns in Hannover geboren, erinnert sich an das sonntägliche Kuschn mit ihrem Vater, an seine blauen Augen und blonden Haare.<sup>14</sup> Ebenso zärtlich schildert Inge Dollinger – sie wurde 1938 in München geboren – eine Erinnerung an ihren Vater, einem Transport-Offizier:

»Mit meinem Vater sind wir mal spazieren gegangen [...], und ich hatte ein blaues Mäntelchen an mit so 'nem weißen Kragen drauf, den man abnehmen konnte [...]. Ich muss auf jeden Fall kleiner gewesen sein als vier, weil's im Sommer, und meine Mutti und meine Omi sind halt schön gemütlich immer den Berg runtergegangen. Und mein Vater und ich, wir sind gerannt, weil, ich wollte halt

10 Malte Thießen, Erinnerungen an die ›Volksgemeinschaft‹. Integration und Exklusion im kommunalen und kommunikativen Gedächtnis, in: Detlef Schmiechen-Ackermann (Hrsg.), ›Volksgemeinschaft‹: Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität im ›Dritten Reich‹?, Paderborn 2012, S. 319–334, hier: S. 328.

11 Paul Betts/Alon Confino/Dirk Schumann, Introduction: Dead and Twentieth Century in Germany, in: dies. (Hrsg.), Between Mass Death and Individual Loss, New York/Oxford 2008, S. 1–22, insb. S. 2f. Vgl. Richard Bessel/Dirk Schumann, Introduction: Violence, Normality, and the Construction of Postwar Europe, in: dies. (Hrsg.), Life after Death. Approaches to a Cultural and Social History of Europe During the 1940s and 1950s, Cambridge/New York etc. 2003, S. 1–13, insb. S. 3ff.

12 Karoline Tschuggnall, Sprachspiele des Erinnerens. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur, Gießen 2004, S. 41.

13 Katherine Nelson, Über Erinnerung reden: Ein soziokultureller Zugang zur Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses, in: Harald Welzer/Hans J. Markowitsch (Hrsg.), Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Stuttgart 2006, S. 78–94, hier: S. 80 und 89.

14 Interview mit Erika Scholz am 24.5.2006, Transkript, S. 2.

auch so sportlich sein wie er. Und dann haben wir uns hinter einem großen Baum versteckt und dann hab' ich mein Mäntelchen ausgebreitet, und mein großer Vater und ich legten uns auf das Mäntelchen zum Schutz gegen den Dreck von unten halt und dann haben wir ›Buh‹ gemacht, und die sind dann artig erschrocken. Also: Das ist eine große Erinnerung, die ich an ihn hab', eigentlich meine, äh, allerbeste.«<sup>15</sup>

Inge Dollinger schildert sich hier als kleine Seelenverwandte und Komplizin des Vaters, die ihm nacheifert und viel Spaß mit dem »Papa« hat. Der Vater von Christa Weber, sie wurde 1942 in Berlin geboren, war während des Zweiten Weltkriegs Prokurist bei der Reichsumsiedlungsgesellschaft. Anfang 1944 verließen seine Frau und die zweijährige Tochter die Hauptstadt wegen der Bombenangriffe und zogen zu Verwandten ins niedersächsische Stadthagen. Von ihrem Vater weiß sie nur, dass er sie einmal vom Kindergarten abholte und sie auf den Dachboden gingen, wo es eine Ritterburg gab.<sup>16</sup> Inge Bude, Jahrgang 1938 und in Berlin geboren, meint sich daran erinnern zu können, wie ihre Eltern tanzten und wie sie gemeinsam das Weihnachtsfest begingen. Dazu habe ihr der Vater eine Kette geschenkt, die sie jahrelang trug.<sup>17</sup> Diese Erinnerung ist wohl deswegen besonders lebendig, weil es von Inge Bude ein entsprechendes Foto gibt. Generell sind Bilder, die die Interviewten als Kinder mit ihren Eltern respektive den Vätern zeigen, Marker für Erinnerungserzählungen.<sup>18</sup> In vielen Fällen können die Befragten zwischen eigenen Erinnerungen und familiären Erzählungen kaum unterscheiden, das heißt, erinnert wird, was oft erzählt wurde und damit eine gewisse Bedeutung im »Memory Talk« hat, der für die familiäre Identifikationsstiftung bedeutsam ist.<sup>19</sup> Dazu gehören allerdings auch Geschichten, die auf humorvoll-anekdotesche Weise implizit den Grad der Entfremdung zwischen Vätern und Kindern aufgrund des Kriegseinsatzes zum Ausdruck bringen wie etwa im Fall von Thomas Schmidt, der 1939 in Würzburg geboren wurde:

»Da gibt es so eine Geschichte, dass es hieß, es hätte geklingelt und ich hätte die Tür geöffnet und dann ist gefragt worden: ›Ja, wer ist denn da?‹ Ich habe gesagt: ›Da ist jemand‹ und ›Ja, wer ist denn das?‹ ›Ja, ein grüner Soldat ist da!‹ Und das war wohl mein Vater, aber ob ich das erinnere, oder ob ich das nur aus Erzählungen weiß, kann ich nicht sagen.«<sup>20</sup>

In einigen Fällen sind die Erinnerungen an den Vater aber auch deshalb so fragmentarisch, weil die Mütter sie blockierten. Lothar Waxner, Jahrgang 1937, der bis zu seinem achten Lebensjahr im ostpreußischen Insterburg (heute Tschernjachowsk, Russland) aufwuchs, erinnert sich nur daran, dass sein Vater – er war Architekt für Flugzeugplätze – ihm einmal Kartonpapier schenkte. Zum letzten Mal sah er ihn 1945 in Stolp (heute Słupsk), als der Vater zum Volkssturm eingezogen wurde.<sup>21</sup> Weitere Erinnerungen gibt es nicht, zumal die Mutter später nicht über den Vater erzählte.<sup>22</sup> Der Vater stellte ein Tabuthema in der Familie dar – die Eltern waren nicht verheiratet gewesen.

Aus ganz anderen Gründen schildern die polnischen Interviewpartnerinnen und -partner ebenfalls kaum »eigene« Erinnerungen an ihre Väter. Einige Väter hatten sich, insbesondere wenn sie der gesellschaftlichen Elite angehörten, ab September 1939 versteckt halten müssen, sodass die Kinder nur wenig Kontakt zu ihnen hatten. Andere Väter waren wenig zu Hause, wenn sie für die Armia Krajowa kämpften. Zudem sind die geschilderten

15 Interview mit Inge Dollinger am 22.2.2006, Transkript, S. 6.

16 Interview mit Christa Weber am 21.2.2006, Transkript, S. 7f.

17 Interview mit Inge Bude am 10.6.2006, Transkript, S. 4.

18 *Marianne Hirsch*, *Family Frames. Photography, Narrative and Postmemory*, Cambridge/London 2002, S. 10.

19 *Tschuggnall*, *Sprachspiele des Erinnerns*, S. 43.

20 Interview mit Thomas Schmidt am 2.7.2007, Transkript, S. 2.

21 Interview mit Lothar Waxner am 16.3.2006, Transkript, S. 1.

22 Ebd., S. 35.

Erinnerungen stark von Gewalterlebnissen während der Besatzung überlagert. Die sowjetischen, besonders aber die deutschen Besatzer zerstörten nicht nur die Ordnung des Alltags und die gesellschaftlichen Gepflogenheiten, sondern waren lebensbedrohlich. In mehreren Fällen wurden die Kinder Zeugen von Gewaltakten. So erlebten Wacław Komorowski aus Brzeżany (damals Ostpolen, heute Bereschany, Ukraine) und Jerzy Grabowski aus dem Ermland (polnisch Warmia), wie ihre Väter 1940 beziehungsweise 1945 in die Sowjetunion deportiert wurden. Der Vater von Marek Lewandowski war Chemieingenieur im Verteidigungsministerium in Warschau gewesen. Nach der Auflösung der polnischen Regierung schloss er sich der Widerstandsbewegung an und stellte Sprengstoffe für Sabotageakte her.<sup>23</sup> Im Sommer 1942 wurde er von der Gestapo verhaftet. Kurze Zeit später erfuhr seine Ehefrau von einem Informanten der Widerstandsbewegung, ihr Ehemann sei tot, sie könne ihn aber abholen lassen. Die damit verbundene Szene beschreibt Marek Lewandowski unter Tränen als einzige, stets präsenzte Erinnerung an den Vater:

»Ich war damals sechs Jahre alt, und daran kann ich mich sehr gut erinnern, meine Mutter hat mich dorthin mitgenommen, damit ich meinen Vater zum letzten Mal sehen kann. Und ich habe ihn gesehen. Ich habe mir auch die anderen geschundenen Leichname angeschaut, die da lagen, mit Holzsplittern unter den Fingernägeln, verbrannten Körperstellen, verbrannten Gesichtern.«<sup>24</sup>

## II. DIE TODESNACHRICHT ODER DAS LANGE WARTEN: LEID UND STÄRKE DER MUTTER

Während Marek Lewandowski ganz unmittelbar mit seinem toten Vater konfrontiert wurde, stellt für die deutschen Interviewpartnerinnen und -partner die überbrachte Todesnachricht ein Schlüsselereignis dar, an das sie meinen, sich relativ gut erinnern zu können. Dabei handelt es sich vielfach um sogenannte Blitzlicht-Erinnerungen (»Flashbulb Memories«), denen in der Forschung nicht nur eine primäre und lebendige Qualität zugesprochen wird, es ist auch von ihrer erstaunlichen Beharrlichkeit die Rede. Sie stellen eine spezifische Form des autobiografischen oder episodischen Gedächtnisses dar, welches darin besteht, sich genau zu erinnern, wo man gewesen ist und was man gerade tat, als einen die Nachricht von einem bedeutsamen historischen Ereignis erreichte. Als Auslöser für Blitzlicht-Erinnerungen gelten vor allem einschneidende Veränderungen, die die Zeitzeugen unvermittelt treffen und dem eigenen Leben eine unerwartete Wendung geben.<sup>25</sup> Zugleich ist der Begriff aber auch kritisch zu betrachten, denn gerade dramatische Ereignisse wie Todesfälle werden als Schlüsselmomente im Familiengedächtnis oft erzählt. Erst die Intensität und Häufigkeit, mit der Mütter mit ihren Kindern im Sinne des »Memory Talk« über Erlebtes sprechen, vermitteln Kindern ein Gefühl darüber, welche Aspekte einer Situation von Bedeutung sind und was Wert ist, im Gedächtnis behalten zu werden. Wenn also über die Todesnachricht besonders häufig in der Familie geredet wurde, kann das die individuelle Erinnerung prägen.<sup>26</sup> Ilse Müller, 1936 geboren, erinnert sich zum Beispiel an die Situation, als die Todesnachricht ihres Vaters im Haus ihrer Großeltern im bayerischen Sandelzhausen kam, »als ob es gestern gewesen wäre«:

»Die Poststelle war beim Bäcker und irgendjemand hat im Laufe des Vormittags von da jeweils die Post gebracht [...]. Und zufälligerweise war ich in dem Moment gerade in der Küche und wie ich – ich frage mich nach all diesen Jahren immer noch, wie meine Mutter sofort an diesem Brief er-

23 Interview mit Marek Lewandowski am 30.3.2006, Transkript, S. 1.

24 Ebd., S. 2.

25 *Aleida Assmann*, *Wie wahr sind unsere Erinnerungen?*, in: *Welzer/Markowitsch*, *Warum Menschen sich erinnern können*, S. 95–110, hier: S. 101.

26 *Tschuggnall*, *Sprachspiele des Erinnerns*, S. 45.

kannt hat, dass es die Todesnachricht ist, das weiß ich nicht, er war nicht schwarz umrandet, aber er war von einer offiziellen Stelle und das hat sie wahrscheinlich stutzig gemacht, und ich kann mich nur erinnern, also ich sehe die Situation noch ganz genau vor mir [...] und dann brach sofort eine wahnsinnige Hektik aus und mich hat man aus der Küche rausgeworfen: ›Also Du verschwindest jetzt, Dich können wir jetzt nicht brauchen.«<sup>27</sup>

Interessanterweise ist in der Erzählung von Ilse Müller relevant, dass die Todesnachricht nicht persönlich überbracht wurde, sondern sich in der täglichen Post befand. Solche Situationen suchte die nationalsozialistische Führung zu vermeiden: Todesnachrichten sollten vom Ortsgruppenleiter und dem Postzusteller gemeinsam überbracht werden, um zu verhindern, dass Frauen und Kinder mit ihrer Trauer allein gelassen wurden, und um ihnen zugleich die nationalsozialistischen Sinnstiftungsangebote zum Tode des Gefallenen nahezubringen. Dieses Verfahren funktionierte aber nach 1941, als die Todeszahlen rasant zunahmen, häufig nicht. Viele Hinterbliebene erfuhren nicht vom Ortsgruppenleiter, sondern durch Informationen von Kameraden des Verstorbenen oder über die reguläre Post vom Tod ihres Ehemanns, Sohnes oder Vaters.<sup>28</sup> Im Mittelpunkt der weiteren Erzählung von Ilse Müller steht dann das Leid der Mutter und weniger ihre eigene Trauer beziehungsweise die Tatsache, dass sie zunächst im Unklaren über die Nachricht gelassen wurde. »Die Mutti«, wie Ilse Müller ihre Mutter in kindlicher Sprache nennt, sei ganz elend und krank gewesen, sie habe nichts mehr gegessen und hätte ins Krankenhaus eingeliefert werden müssen. Doch später habe sich die Mutter »irgendwie berappelt« und sei für ihre Tochter dagewesen.<sup>29</sup> Das Erzählmotiv vom Leid der Mutter und ihrer vorübergehenden Schwäche scheint auch in der Erzählung von Inge Bude auf. Ihre Mutter wurde mit den drei Kindern wegen der Luftangriffe auf Berlin 1943 nach Polen evakuiert. Hier habe der Bürgermeister, wie Inge Bude erzählt, 1944 die Todesnachricht des Vaters, der an der Ostfront gefallen war, überbracht. Ihre Mutter habe daraufhin einen Schock erlitten: Doch danach habe die Mutter für ihre Kinder wieder »wie eine Löwin gekämpft«.<sup>30</sup> Die nach tiefem Leid wiedererlangte Stärke hatte allerdings auch einen Preis, wie Christa Weber erzählt. Wichtig sei nach dem Tod des Vaters gewesen, der Mutter nicht noch mehr Kummer zu machen – so suggerierte es zumindest die Umwelt:

»Die Tante Trude hat ja auch mal zu mir gesagt, das weiß ich wie heute, im Garten haben wir da gegessen im Sommer, dass sie gesagt hat, ich war wohl frech gewesen, und da hat sie mich an die Hand genommen und gesagt, meine Mutter hätte ja so viel schon gelitten und so viel mitgemacht und ich müsste das doch eigentlich wissen und sollte mich gefälligst freundlich benehmen und ein liebes, ordentliches Kind sein.«<sup>31</sup>

Das Motiv der leidenden, zu beschützenden und zugleich starken Mutter ist auch in den Erzählungen adliger Gesprächspartner präsent. In der adligen Erinnerungskultur spielt das Bild der Kette eine besondere Rolle und steht für die übernatürliche Verbindung von Individuen verschiedener Generationen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.<sup>32</sup> Die Mutter von Luise Gräfin Waldeshausen erfuhr 1948 bei ihren Eltern in Bayern, wohin sie mit ihren beiden Kindern und den Schwiegereltern geflüchtet war, von einem Soldaten, dass ihr Mann im Sommer 1945 in Russland gefallen sei.<sup>33</sup> Die Mutter habe ihre Trauer nicht offen gezeigt, sondern Kraft aus ihrem katholischen Glauben bezogen. Zudem habe

27 Interview mit Ilse Müller am 23.2.2006, Transkript, S. 3.

28 Kramer, »Volksgenossinnen« an der Heimatfront, S. 183, vgl. auch ebd., S. 184–193.

29 Interview Ilse Müller, Transkript, S. 3.

30 Interview Inge Bude, Transkript, S. 2.

31 Ebd., S. 20.

32 Stephan Malinowski, Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, Berlin 2003, S. 50.

33 Interview mit Luise Gräfin Waldeshausen am 19.7.2007, Transkript, S. 2f.

sie sich als »Staffelträgerin« des geistigen Vermächtnisses des Vaters gesehen, zumal der Besitz der Familie in Thüringen enteignet worden war.

Etwas anders sind die Erzählmotive bei jenen deutschen Interviewpartnern gelagert, deren Vater dauerhaft vermisst war. In ihren Erinnerungserzählungen steht weniger die Stärke der Mutter im Vordergrund als vielmehr die Last der Ungewissheit, die das Familienleben nachhaltig prägte. Der vermisste Vater schwebte über der Familie wie ein Damoklesschwert, so empfand es Thomas Schmidt, der mit seiner Mutter und seinem Bruder nach Luftangriffen bei Verwandten in Wunstorf lebte. Sein Bruder und er hätten auf Geheiß der Mutter jeden Abend für die Rückkehr des Vaters beten müssen. Die Mutter habe noch in den 1950er-Jahren regelmäßig ihren Ehering über den Atlas pendeln lassen und öfters eine Wahrsagerin zurate gezogen, ob ihr Ehemann noch lebe.<sup>34</sup> Die vielen Gebete – »Lieber Gott, bitte mach, dass Vati wiederkommt« – und die Haltung seiner Mutter, dass alles besser werden würde, wenn erst der Vater wieder da sei, trugen dazu bei, dass Thomas Schmidt meinte, das Leben ohne ihn sei nur »halb«.<sup>35</sup> Der Vater von Sigmar Fauth, der 1941 in Wolfenbüttel geboren wurde, war seit August 1944 vermisst, und die Mutter hoffte täglich auf seine Rückkehr. Besonders präsent sind Sigmar Fauth die Abende am Radio in den Jahren 1955/56, als nach dem Besuch Adenauers in der UdSSR die letzten Kriegsgefangenen wieder in der Bundesrepublik ankamen und er und seine zwei Brüder ganz still zu sein hatten. Auch bei den ostdeutschen Befragten, deren Vater vermisst war, markierte das Jahr 1955 einen Wendepunkt. So erinnern sich Horst Kuhlmann, 1943 in Thüringen, und Irma Dudek, 1936 bei Leipzig geboren, ebenfalls an die unzähligen Abende am Radio in dieser Zeit. Doch während die Mutter von Horst Kuhlmann danach die Hoffnung auf die Rückkehr des Vaters aufgab, sah dies für die Mutter von Irma Dudek ganz anders aus.<sup>36</sup> Ihre Mutter, so erzählte sie, habe ihr Leben lang eigentlich nur gewartet, obwohl sie ihren Ehemann 1955 für tot erklären ließ.<sup>37</sup> Auch Albert Leuchter aus Erfurt berichtet, die Vorstellungswelt seiner Mutter sei von dem Verbleib des Vaters beherrscht gewesen. Eine Todesnachricht hätten sich er und seine Geschwister geradezu als »Erlösung« herbeigesehnt, damit die Mutter nicht nur in der Vergangenheit lebte.<sup>38</sup> Mit dieser Haltung war Albert Leuchter nicht allein. Die »wartenden Frauen« galten in der DDR als politisch destabilisierend und fanden daher wie Kriegerwitwen und Menschen, die Flucht und Vertreibung als Unrecht ansahen, praktisch keine öffentliche Beachtung.<sup>39</sup>

In Polen warteten Frauen und Kinder ebenfalls zum Teil noch Jahre auf die Rückkehr ihrer Ehemänner und Väter, insbesondere wenn sie in die Sowjetunion deportiert worden waren. Aber selbst wenn die Familien eine Nachricht über den Tod ihres Ehemanns erhielten, schenkten sie ihr oftmals keinen Glauben. Der Vater von Teresa Szymańska, Angehöriger der Nationalen Streitkräfte, einer Unterorganisation der Armia Krajowa, kam 1941 im Konzentrationslager Auschwitz ums Leben. Ihre Mutter und sie hofften dennoch jahrelang, der Vater würde zurückkehren.<sup>40</sup> Der Vater von Stefan Ratajczak war Polizist und im Herbst 1940 aus dem ostpolnischen Wilejka (heute Weißrussland), wo die Familie lebte, in die Sowjetunion deportiert worden. Seine Mutter wurde kurze Zeit später schwer mangelkrank. Stefan Ratajczak bringt dies mit ihrer verzweifelten Suche nach dem Vater

34 Interview mit Thomas Schmidt am 2.7.2007, Transkript, S. 6f.

35 Ebd.

36 Interview mit Horst Kuhlmann am 22.8.2007, Transkript, S. 2; Interview mit Irma Dudek am 21.8.2007, Transkript, S. 8.

37 Ebd., S. 33.

38 Interview mit Albert Leuchter am 24.6.2007, Transkript, S. 1.

39 *Elizabeth Heineman*, *What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany*, Berkeley/Los Angeles etc. 2003, S. 111f.

40 Interview mit Teresa Szymańska am 3.4.2006, Transkript, S. 21.

in Verbindung: »Sie hat sich darauf konzentriert, meinen Vater irgendwie da rauszuholen. [...] Sie lachte sehr selten, [...] sie hat sich sehr verändert.«<sup>41</sup> In den Erzählungen der polnischen Interviewpartnerinnen und -partner steht die Suche des und das Warten auf den »untoten« Vater für die Stärke der Mütter, aber auch für tiefes Leid, das sich auch körperlich niederschlagen konnte.

### III. DEUTUNGEN DER MATERIELLEN SITUATION UND DES SOZIALEN UMFELDS

Der Tod des Vaters vergrößerte in allen drei Gesellschaften den Mangel an materiellen Ressourcen der Kriegerwitwen und Halbwaisen in der Nachkriegszeit. Dies war zwar bereits nach dem Ersten Weltkrieg der Fall gewesen, doch kamen nun massivere Deklassierungserfahrungen durch eine neuartige Dimension von Flucht und Massenvertreibung sowie durch den Verlust von Wohnungen und Hausrat hinzu. In West- wie in Ostdeutschland war zudem die finanzielle Versorgung der Kriegerwitwen und ihrer Kinder vergleichsweise schlechter als während des ›Dritten Reichs‹.<sup>42</sup> Im Jahr 1945 setzten die Alliierten – mit Ausnahme der Franzosen – die Hinterbliebenenrenten in den Besatzungszonen komplett aus.<sup>43</sup> Angehörige der Wehrmacht sollten in sozial- wie in erinnerungspolitischer Hinsicht keinen privilegierten Platz mehr in der deutschen Gesellschaft einnehmen. Erst 1947 wurden Kriegerwitwen, die arbeitsunfähig waren oder Kinder im Vorschulalter zu versorgen hatten, wieder Renten zugestanden.<sup>44</sup> Vormalige Mitglieder von NS-Organisationen hatten keine Leistungsansprüche. Vielen Frauen standen daher nur die meist geringen Bezüge aus der Invaliden- beziehungsweise Angestelltenversicherung ihrer Männer zu.<sup>45</sup>

In der SBZ gestaltete sich die Lebenssituation der sogenannten Halbfamilien besonders schwierig. Unter ihnen hatten es vor allem Flüchtlinge und Vertriebene schwer. Es fehlte an Arbeitsplätzen in den strukturarmen agrarischen Gebieten und an Kinderbetreuung.<sup>46</sup> In der DDR beharrte die SED nach 1949 auf der nivellierenden Gleichbehandlung aller »Kriegsopfer«. Frauen, deren Männer gefallen waren, sollten aus erinnerungspolitischen und volkswirtschaftlichen Gründen nicht privilegiert, sondern für den Aufbau des Sozialismus in den Arbeitsmarkt integriert werden.<sup>47</sup> Konkret bedeutete dies, dass Kriegerwitwen Renten bis zu 80 Mark nur dann erhielten, wenn sie über 60 Jahre alt, zu mehr als 66% erwerbsunfähig waren oder kleine Kinder zu versorgen hatten.<sup>48</sup> Nur Kriegerwitwen,

41 Interview mit Stefan Ratajczak am 4.4.2006, Transkript, S. 6.

42 In den Jahren 1933/34 wurden die während der Weltwirtschaftskrise erlassenen Rentenkürzungen rückgängig gemacht. Im Zweiten Weltkrieg war das 1938 erlassene Wehrmachtsfürsorge- und -versorgungsgesetz bindend. Die Regelsätze für die Versorgung wurden im Vergleich zur Weimarer Republik angehoben, allerdings mussten sich die Hinterbliebenen auch der Zahlungen »würdig« erweisen, das heißt, »rassisch« erwünscht sein und sich politisch beziehungsweise sozial wohlverhalten. Vgl. *Kramer*, »Volksgenossinnen« an der Heimatfront, S. 207ff. und 215.

43 *Wilhelm Dobbernack*, Die Leistungen an Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene in der britischen Zone, in: Arbeitsblatt für die britische Zone 1, 1947, S. 326–330, hier: S. 326.

44 *Hans Adolf Aye*, Die Leistungen für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene, Lübeck 1948, S. 15.

45 Ebd., S. 5 und 9.

46 *O. V.*, »Meine Mutti ist in der Fabrik«. Anne Saefkow, Kandidatin der SED Pankow, erzählt von ihrer Arbeit, in: Vorwärts, 12.10.1946.

47 *Günther Schulz*, Soziale Sicherung von Frauen und Familien, in: *Hans Günter Hockerts* (Hrsg.), Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich, München 1998, S. 117–149, hier: S. 121.

48 *Ernst Barth*, Die Kriegsopferversorgung in West- und Ostdeutschland nach 1945, in: Soziale Arbeit 1, 1951, H. 1, S. 9–14, hier: S. 11.

deren Männer als »Opfer des Faschismus« anerkannt wurden, erhielten höhere Renten. Allerdings umfasste diese Gruppe im Jahr 1953 nur rund 5.000 Frauen. Gar keine Hinterbliebenenrente bekamen Frauen, die selbst oder deren Ehemänner Mitglied der NSDAP gewesen waren.<sup>49</sup> Die Situation der Hinterbliebenen fand in der reglementierten Medienöffentlichkeit der DDR fortan praktisch keine Beachtung. Insofern entstand einerseits eine deutliche Diskrepanz zwischen der persönlichen Bedeutung der Witwenschaft für die Frauen und Kinder und ihrer mangelnden gesellschaftlichen Erörterung.<sup>50</sup> Andererseits wurden die »Halbfamilien« den Familien von ledigen und geschiedenen Frauen gleichgestellt und standen unter dem besonderen Schutz des Staats.

In den westlichen Besatzungszonen sah die Situation für die Hinterbliebenen zunächst nicht besser aus. Allerdings gab es hier häufiger Artikel über Kriegerwitwen und ihre Kinder. So widmete sich etwa der Lebensberater Walther von Hollander in der britischen Zone wiederholt ihrem Schicksal und forderte bessere Betreuungsmöglichkeiten für Kinder.<sup>51</sup>

In der Bundesrepublik erhielten die Kriegshinterbliebenen in erinnerungspolitischer Hinsicht einen Opferstatus, symbolisierten sie doch den Tod deutscher Wehrmachtssoldaten, die aus damaliger Sicht nur ihre patriotische Pflicht erfüllt hatten.<sup>52</sup> Dementsprechend kehrte der Staat hier anders als in der DDR zu einer Sonderversorgung der »Kriegsopfer« zurück, unabhängig von deren Zugehörigkeit zu einer NS-Organisation. Das Bundesversorgungsgesetz regelte ab Dezember 1950 die Bezüge einheitlich in Form einer Grund- und Ausgleichsrente.<sup>53</sup> Im Jahr 1954 bezogen rund 1,2 Millionen Kriegerwitwen und 1,4 Millionen Halbwaisen solche Renten.<sup>54</sup> Diese reichten aber für viele Familien bis in die 1960er-Jahre nur für ein Leben am Rande des Existenzminimums aus, da sie anders als die Renten aus der Arbeiter- und Angestelltenversicherung nicht ab 1957, sondern erst ab 1969 dynamisiert wurden. Die Chancen für die Teilhabe am »Wirtschaftswunder« waren somit zwischen »vollständigen« und »unvollständigen« Familien ungerecht verteilt.

Die Verschlechterung der Lebenssituation in den Nachkriegsjahren wird allerdings unterschiedlich interpretiert, wobei die soziale Herkunft der Interviewpartnerinnen und -partner sowie der politische Gesamtrahmen bedeutsam sind. So schildern die befragten Männer und Frauen in Deutschland zwar den materiellen Niedergang der Familie nach 1945, verknüpfen ihn aber auf unterschiedliche Weise mit dem kriegsbedingten Verlust

49 *Heineman*, *What Difference Does a Husband Make?*, S. 196.

50 Die SED umging es, eine Form des Gedenkens an die im Krieg gestorbenen Wehrmachtssoldaten zu finden, indem sie nur ausgewählte Opfer des Nationalsozialismus ehrte. Denkmäler wurden für »Kämpfer gegen den Faschismus« und verdienstvolle Kommunisten errichtet. Ansonsten gedachte der Staat weder der gefallenen deutschen Soldaten noch richtete er Soldatenfriedhöfe ein. *Sabine Behrenbeck*, *Between Pain and Silence. Remembering the Victims of Violence in Germany after 1949*, in: *Bessel/Schumann*, *Life after Death*, S. 37–64, hier: S. 51.

51 *Walther von Hollander*, *Mütter ohne Männer*, in: *Constanze* 1, 1948, Nr. 6, S. 6–8.

52 Der 1952 wieder eingeführte Volkstrauertag diente nicht zuletzt der Wiederherstellung der soldatischen »Ehre«. Die Gefallenen wurden als Soldaten dargestellt, die ihre patriotische Pflicht erfüllt hätten und dadurch selbst Opfer eines unmenschlichen und totalitären Systems geworden seien. Dazu detailliert *Karin Hausen*, *The »Day of National Mourning« in Germany*, in: *Gerald Sider/Gavin Smith* (Hrsg.), *Between History and Histories. The Making of Silences and Commemorations*, Toronto/Buffalo etc. 1997, S. 127–146, hier: S. 141.

53 Die Bewilligung der Ausgleichsrenten war an den Gesundheitszustand und die Arbeitsfähigkeit der Kriegerwitwen sowie an das Alter der Kinder gebunden. Vgl. *Anna Schnädelbach*, *Kriegerwitwen. Lebensbewältigung zwischen Arbeit und Familie in Westdeutschland nach 1945*, Frankfurt am Main/New York 2009, S. 95.

54 *Elizabeth Heineman*, *Gender, Public Policy, and Memory: Waiting Wives and War Widows in the Postwar Germanys*, in: *Alon Confino/Peter Fritzsche* (Hrsg.), *The Work of Memory. New Directions in the Study of German Society and Culture*, Urbana/Chicago 2002, S. 214–238, hier: S. 225; *Barth*, *Die Kriegsopfersversorgung in West- und Ostdeutschland nach 1945*, S. 12f.

des Vaters. Gemein ist den Erzählungen der ostdeutschen Befragten, dass sie die materielle Armut kaum der kriegsbedingten Vaterlosigkeit zuschreiben, was unter anderem in Zusammenhang mit fehlenden öffentlichen Deutungsangeboten zu sehen ist. Die längere physische Präsenz des Kriegs in der DDR, die sich in Wohnungsnot und einer anhaltenden mangelhaften Grundversorgung niederschlug, wird von ihnen vielmehr als allgemeine Schicksalslage »aller« und nicht als spezifische Folge des Verlusts des Vaters geschildert, auch wenn die Kriegerwitwenrenten hier weitaus geringer ausfielen als in der Weimarer Republik, dem ›Dritten Reich‹ und der Bundesrepublik. Lothar Waxner kam mit seiner Mutter und jüngeren Schwester nach mehreren Stationen in dem Dorf Lehmkuhl an. Hier mussten sie sich mit einer anderen Kriegerwitwe mit zwei Kindern eine Dachkammer bei einem Bauern teilen.<sup>55</sup> Seine Mutter fand in der strukturarmen Region – Mecklenburg hatte mit einem Anteil von rund 36% die größte Gruppe von »Umsiedlern« aufnehmen müssen – keine Arbeit.<sup>56</sup> Sie war von der Sozialfürsorge abhängig und konnte allenfalls durch Feldarbeit etwas dazu verdienen. Die Familie hungerte bis in die 1950er-Jahre hinein – Essen war ein ständiges Thema. Dennoch spielt der Vergleich zu eventuell bessergestellten Kindern in der Erzählung von Lothar Waxner keine Rolle. Die Armut seiner Familie führt er nicht auf den Tod des Vaters zurück, sondern auf die allgemeinen Verhältnisse in der DDR und auf die Tatsache, dass Flüchtlinge und Vertriebene ihre Interessen kaum artikulieren konnten.<sup>57</sup> Doch nicht nur die soziale Situation von vertriebenen oder geflüchteten Kriegerwitwen und ihren Familien war in der DDR schwierig, sondern auch von »Halbfamilien«, die an ihrem Wohnort verblieben. Die Mutter von Horst Kuhlmann erhielt keine Kriegerwitwenrente, da sie als erwerbsfähig galt. Arbeitsmöglichkeiten vor Ort gab es jedoch kaum.<sup>58</sup> 1954 meldete die Mutter schließlich Horst und seine ältere Schwester in einem Kinderheim an. Wie in Westdeutschland war es auch in der DDR noch in den 1950er-Jahren eine übliche Praxis, Kinder zeitweise in Kinderheimen unterzubringen, um sie zu versorgen. Für Horst Kuhlmann, der zu diesem Zeitpunkt neun Jahre alt war, war die Situation nicht einfach. Heimweh sei an der Tagesordnung gewesen, doch habe er auch gewusst, wie wichtig es sei, die Mutter zu entlasten. Außerdem seien in dem Kinderheim viele Voll- und Halbwaisen gewesen, sodass er sich dort unter seinesgleichen fühlte. Vergleiche mit Kindern, die einen Vater hatten, seien in dieser Umgebung kaum gezogen worden.<sup>59</sup> Dabei dürfte neben der fehlenden öffentlichen Thematisierung der Situation der Kriegshinterbliebenen eine Rolle gespielt haben, dass die sozialen Unterschiede zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen in den 1950er-Jahren wesentlich geringer als in der Bundesrepublik waren. Allerdings spielten Bildung und Ausbildung, der berufliche Status, die Schicht- und Klassenzugehörigkeit und entsprechende Faktoren in der DDR eine gewichtige Rolle und führten seit den 1950er-Jahren zur Ausprägung einer »sozialistischen Klassengesellschaft«.<sup>60</sup>

Im Unterschied dazu verknüpfen die befragten westdeutschen Männer und Frauen Erfahrungen materieller Not wesentlich stärker mit dem Tod des Vaters. Bemessungsmaßstab

55 Interview Lothar Waxner, Transkript, S. 7.

56 Arnd Bauerkämper, Von der Bodenreform zur Kollektivierung. Zum Wandel der ländlichen Gesellschaft in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und DDR 1945–1952, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hrsg.), Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994, S. 119–143, hier: S. 125f.

57 Interview Lothar Waxner, Transkript, S. 7f.

58 Interview Horst Kuhlmann, Transkript, S. 3ff.

59 Ebd.

60 Johannes Huinink, Individuum und Gesellschaft in der DDR – Theoretische Ausgangspunkte einer Rekonstruktion der DDR-Gesellschaft in den Lebensverläufen ihrer Bürger, in: ders./Karl Ulrich Mayer/Martin Diwald u. a., Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach, Berlin 1995, S. 25–44, hier: S. 36.



ist dabei vor allem das »Wirtschaftswunder«. Während viele »vollständige Familien« verhältnismäßig rasch einen höheren Lebensstandard erreichten, gelang dies den Kriegerwitwen und ihren Familien nur selten.<sup>61</sup> Das förderte zumindest in der Retrospektive Frustrationen und Neidgefühle. Insbesondere Kriegerwitwen aus bürgerlichen Schichten empfanden den Verlust des Ehemanns als Deklassierung oder familiären Niedergang und gaben dieses Deutungsmuster an ihre Kinder weiter. Außerdem war in bürgerlichen Schichten das Ideal des männlichen Alleinverdieners prägender als in westdeutschen Arbeiterfamilien und in der DDR. So waren es bei Christa Weber vor allem die Klagen der Mutter, die ihr das Gefühl eines sozialen Abstiegs vermittelten. Sie habe sich nach dem Krieg vor allem als Opfer gesehen, in ideeller wie in materieller Hinsicht: »Sie hat ja immer gesagt, sie hat alles verloren, ihren Mann, ihr Kind, ihre Gesundheit, ihren gesamten Hausrat, ihre Küche, alles weg.«<sup>62</sup> Dass es sich bei dem geschilderten materiellen Abstieg vor allem um Deutungen der Mutter handelte, erzählt auch Hilde Sturm, die 1941 in Breslau geboren wurde und 1945 mit ihrer Mutter zu Verwandten nach Bayern flüchten musste. Für ihre Mutter – sie kam aus einer ehemals wohlhabenden Münchner Familie und hatte ihren Ehemann, einen Offizier der Luftwaffe, im Jahr 1942 verloren – bedeutete das Leben auf dem Bauernhof einen Affront, den sie seinem Tod zuschrieb, während ihre Tochter das Landleben liebte.<sup>63</sup>

In Polen gestaltete sich die materielle Situation für vaterlose Familien ebenfalls äußerst schwierig. 1945 dominierte auch hier das Chaos. Die Armut der infolge der Verschiebung der östlichen Landesgrenze sowie der bereits während des Kriegs Vertriebenen blieb bis in die 1950er-Jahre groß.<sup>64</sup> Fast alle befragten Männer und Frauen mussten während oder nach dem Krieg ihren Heimatort verlassen. Die Gründe für die Flucht waren angesichts der komplexen Besatzungssituation in Polen vielfältig. So flüchteten einige Familien, weil ihre Häuser von der Wehrmacht oder der Roten Armee besetzt worden waren. Andere Frauen zogen ins »Generalgouvernement«, um die Kinder vor der Deportation zur Zwangsarbeit nach Deutschland zu schützen.<sup>65</sup> Mit der Flucht einher ging häufig ein materieller Statusverlust, der besonders von Interviewten aus der bürgerlichen Mittelschicht betont wird. Kamila Skolimowska, Jahrgang 1938, erlebte ihre Kindheit mit zwei älteren Brüdern auf dem elterlichen Gut in der Nähe von Kielce. Ihr Vater war Agrarökonom, die Mutter Hausfrau. Während des Zweiten Weltkriegs habe ihr Vater Verstecke für jüdische Kinder organisiert und sei viel unterwegs gewesen. 1940 besetzte die Wehrmacht das Haus der Eltern. Die Familie durfte dort nur noch ein Zimmer bewohnen. Im Jahr 1944 verschwand der Vater, vermutlich von Deutschen ermordet, spurlos. 1945 wurde das Gut von der Roten Armee beschlagnahmt. Die Mutter brachte die Söhne bei Verwandten unter und flüchtete mit der Tochter nach Biała Góra. Diesen Ort verbindet Kamila Skolimowska im Interview mit dem Eindruck des materiellen wie familiären Niedergangs: »Wir landeten also auf dieser leeren Erde, ohne Wohnung, ohne Geld, ohne Familie und praktisch ohne

61 Vgl. *Hermann Glaser*, *Kleine Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1949–1989*, Frankfurt am Main 2004, S. 178.

62 Interview Christa Weber, Transkript, S. 7f.

63 Interview mit Hilde Sturm am 23.2.2006, Transkript, S. 11.

64 *Philipp Ther*, *Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956*, Göttingen 1998, S. 113 und 170.

65 Hier war die Situation noch etwas besser als in den annektierten Gebieten, wo Kinder seit Oktober 1941 ab dem zwölften Lebensjahr zur Arbeit registriert wurden. Im Frühjahr 1943 erweiterten die Deutschen die Zwangsarbeit auf Kinder ab zehn Jahren. Vgl. dazu *Johannes-Dieter Steinert*, *Deportation und Zwangsarbeit. Polnische und sowjetische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und im besetzten Osteuropa 1939–1945*, Essen 2013, S. 95 und 101ff.; *Nicholas Stargardt*, *Maikäfer flieg! Hitlers Kinder und der Krieg*, München 2006 (zuerst engl. 2006), S. 153.

Arbeit. Meine Mutter hat angefangen, in einem Geschäft als Verkäuferin zu arbeiten, obwohl sie im Ausland studiert hat.«<sup>66</sup>

Erst in Poznań, wohin die Mutter später mit allen Kindern zog, habe sich die Situation der Familie wieder etwas verbessert. Anscheinend wirkte sich dabei erleichternd aus, dass in den neuen polnischen Westgebieten das zurückgebliebene deutsche Eigentum für eine Neuverteilung zur Disposition stand und/oder sich eher Möglichkeiten für eine berufliche Integration boten.<sup>67</sup> Doch auch in den Familien von Kindern, die an ihrem Heimatort bleiben konnten, zog der Verlust des Vaters materielle Folgen nach sich. Jerzy Grabowski wurde 1937 in dem ermländischen Dorf Podlejki geboren. Sein Vater war Landwirt – im Januar 1945 starb er bei der Deportation in die Sowjetunion.<sup>68</sup> Ohne Mann sei die Lage der Mutter auf dem Hof ausweglos gewesen, erzählt Grabowski. Zwar wurden die Höfe nicht zwangskollektiviert, aber auf den Bauern lastete ein enormer Abgabedruck.<sup>69</sup> Jerzy Grabowski musste seiner Mutter schon als Achtjähriger bei der schweren Feldarbeit helfen.<sup>70</sup> Als etwas besser beschreiben die Befragten ihre materielle Situation, wenn männliche Verwandte zum Lebensunterhalt beitrugen und/oder es Arbeitsmöglichkeiten außerhalb der Landwirtschaft für die Mütter gab. Insgesamt auffallend ist, dass in der Regel die materielle Not eher dem ab 1944 sich etablierenden kommunistischen System als dem Verlust des Vaters zugeschrieben wurde.

Über diskriminierende Erfahrungen im sozialen Umfeld berichten hingegen nur zwei Interviewte. Janina Kaczmarek, sie wurde 1944 in Leszno geboren und wuchs hier auf, erzählt, dass sie sich von den Nachbarn schlecht behandelt fühlte, weil sie sie »Tochter einer Witwe« nannten. Als Kind und Jugendliche habe sie dies als abqualifizierend und ungerecht empfunden. Bis heute fühle sie eine elementare Unsicherheit, die aus ihrer Kindheit ohne Vater und den abschätzigen Bemerkungen resultiere: »Man denkt immer, dass man schlechter sei, und traut sich nicht, selbstbewusst Entscheidungen im Leben zu treffen«.<sup>71</sup> Waław Komorowski spricht ebenfalls von Diskriminierungen. Allerdings bezieht er diese nicht auf die Vaterlosigkeit, sondern darauf, dass die Familie aus Brzeżany (Kresy) nach Maniecki flüchten musste.<sup>72</sup> Hier, erzählt Waław Komorowski, hätten die Kinder ihn als »herumwandernden Bauernjungen« und seine Familie als »Zabugole« (Menschen hinter dem Bug) beschimpft.<sup>73</sup>

Wie in Polen, so berichten auch ostdeutsche Interviewpartnerinnen und -partner kaum von sozialer Diskriminierung aufgrund ihrer kriegsbedingten Vaterlosigkeit. Das hängt

66 Interview mit Kamila Skolimowska am 27.3.2006, Transkript, S. 10.

67 Die polnische Regierung warb 1945 mit großem Aufwand polnische Siedler für das neue westliche Polen, indem sie an Patriotismus appellierte und die materiellen, beruflichen und sozialen Vorteile einer raschen Ansiedlung betonte. Vgl. *Beata Halicka*, *Polens wilder Westen. Erzwungene Migration und die kulturelle Aneignung des Odraums 1945–1948*, Paderborn/München etc. 2013, S. 141f.

68 Interview mit Jerzy Grabowski am 5.4.2006, Transkript, S. 2.

69 *Jan C. Behrends*, *Die erfundene Freundschaft. Propaganda für die Sowjetunion in Polen und in der DDR*, Köln/Weimar etc. 2004, S. 42.

70 Interview Jerzy Grabowski, Transkript, S. 2.

71 Interview mit Janina Kaczmarek am 7.4.2006, Transkript, S. 2.

72 Die Zwangsmigration der Bevölkerung aus dem Osten Polens ist ein komplexer Prozess, der spätestens mit dem Einmarsch der Roten Armee begann, während des polnisch-ukrainischen Bürgerkriegs durch eine Phase von Flucht und wilden Vertreibungen abgelöst und ab September 1944 auf vertraglicher Grundlage abgeschlossen wurde. Die Zwangsmigration war aber auch Folge des seit Jahren vorhandenen und im Krieg eskalierenden Konflikts Polens mit den östlichen Nachbarvölkern und mit den nationalen Minderheiten in der Zweiten Polnischen Republik. Vgl. *Halicka*, *Polens wilder Westen*, S. 119.

73 Interview mit Waław Komorowski am 6.4.2006, Transkript, S. 3 und 17.

nicht zuletzt mit der öffentlichen Nichtbeachtung von Kriegerwitwen und Halbwaisen in Staat und Gesellschaft zusammen. Die Tabuisierung des »Hinterbliebenenproblems« hatte aber auch Vorteile: Das moralische Verhalten der Kriegerwitwen wurde – anders als in der Bundesrepublik – in der reglementierten Öffentlichkeit der DDR nur wenig hinterfragt. Zumindest berichten die Befragten praktisch nicht von Herabsetzungen im sozialen Umfeld aufgrund ihrer Vaterlosigkeit.

In der Bundesrepublik standen die »Halbfamilien« in den 1950er-Jahren durchaus unter öffentlicher Beobachtung. Gerade junge Kriegerwitwen wurden im Hinblick auf die Erziehung ihrer Kinder – wie schon in der Weimarer Republik – von Sozialexperten als defizitär eingeschätzt. Bei Mädchen bestünde die Gefahr, so Luise Lampert, die in der Zeit des Nationalsozialismus für den Aus- und Aufbau der Mütterschulen zuständig gewesen war, im Jahr 1952, dass sie den »leichtfertigen Verführungen oberflächlicher Männer« ausgesetzt sind und sich das Bild des »Mannes aus Romanen und Kinostücken zurechträumen«. <sup>74</sup> Besonders negativ wurden die Folgen für Jungen eingeschätzt, wenn die Mütter sie »verzärtelten« oder als Ersatz des Ehemanns ansahen. Arroganz, Passivität und Verweichlichung seien typische Erscheinungen, konstatierte 1955 die Psychologin Luitgard Gräser. <sup>75</sup> Einzig helfen konnte, wie etwa der Caritas-Mitarbeiter Hans Wollasch 1954 meinte, wenn die Mütter ihre Kinder als »tapfere Teilhaberinnen des Lebensopfers ihres Mannes« und als »glaubwürdige Hüterinnen seines geistigen und sittlichen Vermächtnisses« erziehen. <sup>76</sup>

Ausschlaggebend für solche Deutungen war eine offizielle Gedenkpolitik an den Zweiten Weltkrieg, die die Wehrmachtssoldaten zwar nicht mehr als Helden, aber doch als schicksalshafte Opfer des nationalsozialistischen Regimes auswies. Ihr geistiges Erbe sollte in der Erziehung der Kinder fortwirken. Dies schlug sich im Bundesversorgungsgesetz und einer restriktiven Rentenregelung im Fall der Wiederverheiratung nieder. Frauen, die noch einmal heirateten, erhielten eine Abfindung auf Grundlage des dreifachen Jahresbetrags der Grundrente in Höhe von 1.200 DM und verloren den Anspruch auf Hinterbliebenenrente. Zahlreiche Frauen lebten daher mit neuen Partnern unverheiratet zusammen, was kontrovers diskutiert wurde: Auf der einen Seite standen die Empörung über die »Onkelehen« und eine daraus resultierende moralische Vernachlässigung der Kinder sowie die Entrüstung über den vermeintlichen Missbrauch staatlicher Gelder. <sup>77</sup> Auf der anderen Seite gab es Verständnis für die Lebenssituation dieser Familien. So betonte etwa Walther von Hollander im Rahmen seiner inkognito geführten Ratgeberrubrik »Fragen Sie Frau Irene« in der Rundfunk- und Familienzeitschrift HÖR ZU, dass der Staat kein Recht habe, das Leben von Kriegerwitwen zu reglementieren. <sup>78</sup>

An der Art und Weise, wie vor allem in Westdeutschland Verwandte und Bekannte vaterlosen Halbwaisen gegenübertraten und wie diese Kinder in ihrem sozialen Umfeld

74 Luise Lampert, Kinder, die ohne Vater aufwachsen, in: Die Sammlung 7, 1952, S. 46–53, hier: S. 51. Luise Lampert hatte 1917 in Stuttgart die erste Mütterschule in Deutschland gegründet und war ab 1936 für den Auf- und Ausbau der nationalsozialistischen Mütterschulung verantwortlich gewesen. Vgl. Anne Lepper-Schone, Luise Lampert – Gründerin der ersten Mütterschule, in: Ilse Brehmer (Hrsg.), Mütterlichkeit als Profession? Lebensläufe deutscher Pädagoginnen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, Bd. 1, Pfaffenweiler 1990, S. 204–210. Wollasch, Die seelische Situation in der vaterlosen Familie. Mangel und Fülle, in: Jugendwohl 35, 1954, S. 243–245.

75 Luitgard Gräser, Eberhard wächst ohne Vater auf, in: Schule und Psychologie 2, 1955, Nr. 7, S. 220–221. Vgl. Friedrich Heeren, Ein Kind braucht seinen Vater, in: Elternhaus und Schule 5, 1955, H. 9, S. 140.

76 Wollasch, Die seelische Situation, S. 245.

77 Detailliert zu diesen Diskursen: Schnädelbach, Kriegerwitwen, S. 180–204.

78 O.V., »Wenn ich heirate, verliere ich meine Rente!«, in: HÖR ZU 7, 1952, Nr. 12, S. 20.

behandelt wurden, zeigt sich, dass zeitgenössische Diskurse über »Verwahrlosung« auch in die Beurteilung der Halbweisen einfließen oder zumindest von diesen so empfunden wurden. Sigmar Fauth, sein Vater war Malergeselle gewesen, wuchs mit zwei Brüdern auf und schildert den gefühlten gesellschaftlichen Druck: »Man hat ja immer auf diese Kriegerfrauen runtergeschaut und gesagt: Na ja, das sind drei Jungs und die können ja nichts werden. Wir mussten ja Musterknaben sein. Bloß nach außen hin nicht auffallen.«<sup>79</sup> Auch die Schule markierte einen Ort, an dem Halbweisen diskriminierende Erfahrungen machten. Hilde Sturm etwa wurde 1946 in München eingeschult. Ihre Mutter hatte dort eine Arbeitsstelle als Bürokräftin gefunden und die Tochter wurde von einer Nachbarin liebevoll beaufsichtigt. Weil sie so verspielt war, sei sie im ersten Schuljahr ein paar Mal zu spät zum Unterricht erschienen, berichtet Hilde Sturm. Die Lehrerin habe daraufhin dafür gesorgt, dass sie – obgleich sie eine gute Schülerin war – nachmittags einen Hort besuchen musste. Hilde Sturm führt dies auf die Tatsache zurück, dass sie als einziges Mädchen ihrer Klasse Halbwaise und Flüchtlingskind war, während an den Familien der anderen Schülerinnen der Krieg scheinbar spurlos vorbeigegangen sei. In den nächsten Jahren versuchte Hilde Sturm, dies durch immer bessere Leistungen zu kompensieren.<sup>80</sup>

Ab Mitte der 1950er-Jahre lassen sich jedoch auch vermehrt Hinweise für eine realitätsnähere Betrachtung der Probleme der Kriegshinterbliebenen in Westdeutschland finden. So nahmen 1955 rund 150 Kriegerwitwen an der Tagung »Familien ohne Vater« der Evangelischen Akademie Bad Boll teil.<sup>81</sup> Sie berichteten über ihre wirtschaftliche Situation und mangelnde Unterstützung durch Verwandte. Die Journalistin Gertrud Jaeke betonte in der Stuttgarter Zeitung, dass das soziale Umfeld die Kinder zu Unrecht skeptisch und herablassend betrachte, zumal auch in »vollständigen« Familien die Erziehung allein der Ehefrau obliege.<sup>82</sup>

Eine leichte Verschiebung des Diskurses signalisierte auch der eingangs erwähnte Kinofilm »Witwer mit fünf Töchtern«. Die komödiantische Darstellung funktionierte allerdings nur über die Umkehrung des Geschlechterverhältnisses und indem sie das reale Problem der kriegsbedingten »Halbfamilien« eher »umspielte« als konkret benannte. Nur in dieser Konstellation konnte die ihrerseits verwitwete Nachbarin Frau Hansen (gespielt von Lotte Rausch) bei der »Halbfamilie« ein- und ausgehen, um die jüngste Tochter Julchen (gespielt von Elke Aberle) gesund zu pflegen. Als kurze Zeit später das Jugendamt die Familie überprüft, weist Friedrich Scherzer alias Heinz Erhardt Einmischungsversuche energisch zurück. Geschickt baute der Plot eine große Sympathie zu dem Schlossverwalter und seinen Töchtern auf, die selbstbewusst und modern erscheinen. Wie im Genre der Komödie üblich werden am Ende alle Schwierigkeiten überwunden. Friedrich Scherzer erkennt in Frau Hansen seine künftige Ehefrau und Mutter für die Kinder. Diese leicht veränderte Sichtweise ist in einen breiteren gesellschaftlichen Kontext einzuordnen. Wichtig war dabei Helmut Schelskys Diagnose einer skeptischen Generation aus dem Jahr 1957, die jungen Leuten eine erfolgreiche und pragmatische Lebensführung bescheinigte.<sup>83</sup> Vor diesem Hintergrund wurde erstmals auch die Verarbeitung psychischer Folgen des Kriegs bei Kindern und Jugendlichen diskutiert. So widerlegte der Pädagoge Wilhelm Roessler im selben Jahr in seiner Studie »Jugend im Erziehungsfeld« anhand von Schüleraufsätzen die bis dato verbreitete Ansicht, dass Kinder am wenigsten von den Auswirkungen des

79 Interview mit Sigmar Fauth am 27.7.2007, Transkript, S. 4.

80 Interview Hilde Sturm, Transkript, S. 22.

81 Hans Keller, Familie ohne Vater. Bericht über die gleichnamige Tagung, in: Für Arbeit und Besinnung 9, 1955, S. 321–322.

82 Gertrud Jaeke, Familien ohne Vater, in: Stuttgarter Zeitung, 28.6.1955.

83 Helmut Schelsky, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf 1957.

Kriegs betroffen gewesen seien. Die Erfahrungen von Gewalt, Bombenkrieg und Tod hätten sich im Gegenteil sehr wohl bei ihnen eingepreßt und zu einer Abwehrhaltung gegenüber jeder Form von Ideologie geführt.<sup>84</sup> Ende der 1950er-Jahre stellte der Soziologe René König dann fest, dass vaterlose Söhne und Töchter häufig hochqualifizierte Berufe ergriffen.<sup>85</sup> Generell wandte sich der gesellschaftliche Diskurs nun zunehmend der Kritik am Funktionsverlust des Vaters in der Familie zu, wie das Buch »die vaterlose Gesellschaft« von Alexander Mitscherlich 1963 zeigte.<sup>86</sup> Zudem standen nunmehr Scheidungskinder als »Problemgruppe« stärker im Fokus von Politik und Öffentlichkeit.<sup>87</sup>

#### IV. FAMILIÄRE KONSTELLATIONEN

In allen drei Gesellschaften führte der Tod des Vaters dazu, dass die Beziehungen zu anderen Bezugspersonen enger wurden, da die Mütter wegen der Wohnungsnot weiterhin oder erneut mit ihren Eltern oder Schwiegereltern zusammenwohnten und/oder auf die Mithilfe von Verwandten angewiesen waren, wenn sie selbst einer Erwerbstätigkeit nachgingen. Die Beziehungen zwischen den Erwachsenen waren dabei keineswegs konfliktfrei. Zum Teil verschlechterte sich das Verhältnis der Kriegerwitwen zu den Schwiegereltern, aber auch zu anderen Verwandten nach dem Tod des Ehemanns deutlich.<sup>88</sup> Sowohl für Deutschland als auch für Polen lässt sich allerdings zeigen, dass für die Kinder besonders die Großeltern eine neuartige und in der Regel positive Position in den Familien einnahmen. Denn gerade sie boten praktische und emotionale Hilfe im Haushalt und bei der Erziehung der Kinder an.<sup>89</sup> Es gab aber auch ambivalente Erfahrungen und Konstellationen: Großmütter werden in den Erzählungen nicht nur als unterstützend bei der Kinderbetreuung und der alltäglichen Versorgung geschildert. Gelegentlich degradierten sie auch ihre Töchter zu Kindern und übernahmen gegen deren Willen die Erziehung der Enkel. Dies war zum Beispiel bei Janina Kaczmarek aus Leszno der Fall. Sie erzählt, dass die Großmutter sich ständig in die Erziehung eingemischt und die Mutter »kleingehalten« habe.<sup>90</sup> Ähnliches galt für Großväter, die meist zu freundlich-fürsorglichen »Ersatzvätern« avancierten, aber zum Teil auch als autoritär und gewalttätig geschildert werden.<sup>91</sup> Das generationelle Familiengefüge veränderte sich: Die Großeltern rückten mehr noch als in »vollständigen« Familien in den Mittelpunkt, was die Vermittlung von Erziehungsnormen, Sekundärtugenden und Werten betraf. Daraus resultierende Konflikte wurden in

84 *Wilhelm Roessler*, *Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der westdeutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart, Düsseldorf 1957, S. 309.

85 *René König*, Probleme der Berufswahl von Mädchen aus unvollständigen Familien, in: *Nels Anderson* (Hrsg.), *Recherches sur la famille. Séminaire 1954 du Séminaire international de recherche sur la famille et de l'Institut UNESCO des sciences sociales*, Cologne, Bd. 1, Tübingen 1956, S. 157–173, insb. S. 169.

86 *Alexander Mitscherlich*, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*, München 1963.

87 Bundesarchiv Koblenz, B 153/876, Niederschrift der Ergebnisse der zweiten Sitzung des Arbeitskreises »Kinder aus unvollständigen Familien« des wissenschaftlichen Beirats des Bundesministeriums für Familien- und Jugendfragen, Hamburg, 18.11.1961, fol. 253.

88 Vgl. *Kramer*, »Volksgenossinnen« an der Heimatfront, S. 231.

89 Vgl. *Erhard Chvojka*, *Geschichte der Großelternrollen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*, Wien/Köln etc. 2003, S. 349.

90 Interview Janina Kaczmarek, Transkript, S. 5.

91 Dies war zum Beispiel bei Hella Deckmann der Fall, die 1938 in Berlin-Pankow geboren wurde. Interview mit Hella Deckmann am 9.6.2006, Transkript, S. 4.

Ost- und Westdeutschland wie in Polen zumeist nicht offen artikuliert, um den Familienfrieden nicht zu stören oder um die Mutter nicht zu belasten.<sup>92</sup>

Auch das Verhältnis zwischen Geschwistern wurde durch den Tod des Vaters tangiert. So wurden in Westdeutschland in der Regel Mädchen gegenüber ihren Brüdern hinsichtlich Bildung und Ausbildung deutlich weniger gefördert. Dies gab es zwar auch in »vollständigen« Familien, doch spezifisch für die »Halbfamilien« war, dass Jungen durch den Verlust des Vaters früh in der bürgerlichen und adligen Erbfolge nachrückten und die Mütter ihnen häufiger den Besuch einer höheren Schule ermöglichten, als dies bei ihren Schwestern der Fall war. Bei den Mädchen zählte nicht die berufliche Laufbahn: Ihr sozialer Status definierte sich – trotz einer Ausbildung – weiterhin über die Eheschließung. Neben solchen gesellschaftlich-strukturellen Faktoren spielten auch Diskurse über die Auswirkungen der Vaterlosigkeit seit dem Ersten Weltkrieg eine Rolle, die vor allem in der Bundesrepublik Deutschland der 1950er-Jahre virulent waren. So gingen Pädagogen und Psychiater – ähnlich wie in der Weimarer Republik – davon aus, dass Mädchen vom Verlust des Vaters emotional und psychisch weniger betroffen waren als Jungen. Die befragten westdeutschen Frauen schildern, dass ihre Brüder mehr Aufmerksamkeit erhielten als sie selbst – entweder weil die Jungen als von der Vaterlosigkeit stärker betroffen galten oder weil ihnen eine besondere Ähnlichkeit zu dem verstorbenen Vater von der Mutter zugeschrieben wurde.<sup>93</sup>

Demgegenüber spielen Geschwisterkonkurrenzen in den Erzählungen der ostdeutschen Frauen praktisch keine Rolle, weil die Vererbung von Familienunternehmen und größeren Grundstücken an einen möglichst männlichen Erben aufgrund der Kollektivierung der Privatwirtschaft und der Bodenreform in der DDR seltener vorkam und der Zugang zu höherer Bildung politisch, aber nicht finanziell reglementiert war. Ähnliches gilt für die polnischen Interviewpartnerinnen – auch sie schildern Brüder, soweit sie vorhanden waren, kaum als Konkurrenten. Dennoch gab es auch hier Hierarchien zwischen älteren und jüngeren Geschwistern, was die Bedeutungszuschreibung durch die Mütter und Verwandten anbetraf – allerdings waren diese nicht ansatzweise so materiell untermauert wie in der Bundesrepublik.

## V. EIN NEUER VATER?

Unabhängig von der familiären Konstellation betonen in Polen insbesondere die befragten weiblichen Halbweisen eine große Sehnsucht nach dem Vater in ihrer Kindheit. So erzählt Kamila Skolimowska, sie habe ihren Vater immer sehr vermisst: »Was mich angeht, mir hat mein Vater sehr gefehlt, er hat mir schrecklich gefehlt, ich war immer neidisch auf meine Freundinnen, die ihren Vater hatten.«<sup>94</sup> Dies habe dazu geführt, dass sie Schulfreundinnen nicht mehr besuchen wollte, weil die Anwesenheit von Vätern sie schmerzte. Ganz ähnlich erging es Teresa Szymańska, die 1941 in Radzyń Podlaski geboren wurde und später in Lublin lebte. Obgleich es ihr und ihrer Mutter materiell vergleichsweise gut ging, betont auch sie die Sehnsucht nach dem Vater: »Meine Mutter hat gearbeitet, ich hatte nie Hunger, ich fühlte mich von meiner Mutter geliebt, sie hat immer versucht, mir meine Wünsche zu erfüllen. Aber es gab auch das Gefühl der Einsamkeit, vor allem zu Weihnachten hin oder sonntags. Ich habe ihn vermisst, er fehlte mir sehr.«<sup>95</sup>

92 Interview mit Ruth Waxner am 16.3.2006, Transkript, S. 14.

93 Dies war zum Beispiel bei Inge Bude und Doris Mahlmann der Fall.

94 Interview Kamila Skolimowska, Transkript, S. 9.

95 Interview Teresa Szymańska, Transkript, S. 22.

Die männlichen Befragten erwähnen hingegen die Sehnsucht nach dem Vater kaum. Solche Emotionen schreiben sie – wie zum Beispiel Janusz Bielski oder Jerzy Grabowski – eher ihren Schwestern zu, wenn sie betonen, dass letztere unter dem Verlust des Vaters stärker und länger gelitten hätten als sie selbst.<sup>96</sup> In West- wie in Ostdeutschland wird das familiäre Fehlen des Vaters anders konnotiert. Hier sind es vor allem einige wenige männliche Interviewpartner, die, wie Thomas Schmidt und Dietmar Feise, ihre Sehnsucht nach dem vermissten Vater betonen.<sup>97</sup> Auch wenn insbesondere in Westdeutschland nach 1945 auf ein tradiertes Vaterideal rekurriert und die vollständige Familie mit männlichem Ernährer als Ort der Wärme und Geborgenheit imaginiert wurde: Die zum Teil erst nach Jahren aus dem Krieg zurückgekehrten Männer waren in der kindlichen Welt eher ab- als anwesend und werden vor allem von den befragten Frauen als unberechenbar und nervös beschrieben. Das Zusammenleben mit den physisch und psychisch versehrten ehemaligen Soldaten wirkte sich oft destruktiv auf die familiären Beziehungen aus, während vaterlose Familien häufig näher zusammenrückten.<sup>98</sup> Dementsprechend wünschten sich die in Deutschland befragten Männer und Frauen keinen neuen Ehepartner für ihre Mutter. Auch in Polen waren die männlichen und weiblichen Befragten gegen eine Wiederverheiratung. Besonders deutlich wird dies bei Marek Lewandowski, weil er keinen »neuen« Vater haben wollte. Im Interview bereut er dies:

»das war im Jahr 1948 oder 1949, meine Mutter war erst, sie war 1912 geboren, 36 Jahre alt, war also eine junge und attraktive Frau. Es gab auf einmal jemanden, der sich sehr für sie interessiert hat, der sie heiraten wollte. Sie sprach mit mir darüber, und ich habe gesagt, dass ich damit nicht einverstanden bin, und meine Mutter hat auf mich gehört, und ich finde, das war nicht richtig.«<sup>99</sup>

Im Sample gibt es nur eine Frau, deren Mutter nach dem Tod des Vaters noch eine Beziehung einging. Dabei handelt es sich um Elżbieta Lewandowska, die 1942 unehelich als Tochter einer Zwangsarbeiterin in Schloßberg (Ostpreußen, heute Dobrowolsk, Russland) geboren wurde. Im Interview macht Elżbieta Lewandowska keine Angaben zu ihrem Vater. Eventuell war ihre Mutter das Opfer sexuellen Missbrauchs durch den deutschen Arbeitgeber geworden. Als Kind war Elżbieta Lewandowska Diskriminierungen im sozialen Umfeld vermutlich wegen der erneuten Heirat der Mutter entgangen. Zumindest erzählt sie, dass sie die Heirat ohne Probleme akzeptiert habe. Dabei ist sicherlich für die Mutter auch relevant gewesen, die vermeintliche Schande der Unehelichkeit zu tilgen.<sup>100</sup>

Die anderen Mütter nahmen an dem Heiratsboom, den es nach 1945 trotz des eklatanten Männermangels auch in Polen gab, nicht teil.<sup>101</sup> Dies hängt vermutlich mit dem tradierten gesellschaftlichen Bild der »stolzen Witwe« zusammen.<sup>102</sup> Außerdem könnte es mit dem spezifischen Gedenken an den Vater unter den Bedingungen des kommunistischen Systems in Verbindung stehen. Erinnerungen an ihn wurden in der Familie oftmals besonders gepflegt, gerade weil sie öffentlich nur sehr eingeschränkt artikuliert werden konnten.

96 Interview mit Janusz Bielski am 1.4.2006, Transkript, S. 4; Interview Jerzy Grabowski, Transkript, S. 5.

97 Interview Thomas Schmidt, S. 6f. Interview mit Dietmar Feise am 5.12.2007, Transkript, S. 31.

98 Vgl. Inge Schubert, Die schwierige Loslösung von Eltern und Kindern. Brüche und Bindung zwischen den Generationen seit dem Krieg, Frankfurt am Main 2005, S. 214.

99 Interview Marek Lewandowski, Transkript, S. 11.

100 Interview mit Elżbieta Lewandowska am 30.3.2006, Transkript, S. 2.

101 *Malgorzata Fidelis*, Women, Communism, and Industrialization in Postwar Poland, Cambridge/New York etc. 2010, S. 177.

102 Vgl. Walter Koschmal, »Entbergen« und Umwerten. Zur weiblichen Kurskorrektur in der polnischen Kultur, in: *ders.* (Hrsg.), Die Frau in der polnischen Gegenwartskultur, Köln/Weimar etc. 1996, S. 7–30, hier: S. 27.

Auch im deutschen Sample heirateten die Mütter der meisten Interviewpartnerinnen und -partner nicht noch einmal, sei es, weil sich aufgrund des Männermangels keine Gelegenheit dazu ergab, sei es, weil sie den Kindern den Vater in Erinnerung erhalten wollten. Bemerkenswerterweise waren es in West- wie in Ostdeutschland vor allem Mütter von Töchtern, die wieder heirateten, wobei das Motiv der materiellen Absicherung eine Rolle spielte. Aus der Retrospektive nennen die Frauen denn auch vor allem pragmatische Gründe, um eine neue Ehe der Mutter zu rechtfertigen und mit Sinn auszustatten. Besonders deutlich ist dies in der Erzählung von Ilse Müller, deren Mutter 1951 einen sudetendeutschen Regimentskameraden ihres Manns heiratete. Die Lage ihrer Mutter sei ausweglos gewesen, ohne Beruf und nur mit einer kleinen Rente ausgestattet.<sup>103</sup> Ganz ähnlich begründet Ruth Waxner aus Rostock die Wiederheirat der Mutter. Der neue Untermieter in der Wohnung, die Mutter und Tochter gemeinsam mit den Großeltern mütterlicherseits teilten, sei ein Flüchtling mit einer Kopfverletzung gewesen. Ihre Mutter habe Mitleid mit dem Mann gehabt. Zudem sei seine Anwesenheit von Vorteil gewesen, weil er russisch sprach und Nahrungsmittel organisierte.<sup>104</sup> Das Verhältnis zum neuen Stiefvater nach der Hochzeit beschreiben die Frauen dann bestenfalls als neutral. Für die damals 15-jährige Ilse Müller wurde das Leben schwieriger, auch wenn sich die materielle Lage deutlich besserte. Bei den häufigen Auseinandersetzungen mit dem Stiefvater zog sie aus Liebe zu ihrer Mutter, die zwischen den Fronten stand, immer wieder den Kürzeren: »Sobald die Mutti dann zu weinen angefangen hat, habe ich wieder zurückgesteckt, um ihr wieder lieb zu sein, und sie hat oft angefangen zu weinen.«<sup>105</sup> Auch dem Stiefvater von Ruth Waxner aus Rostock war Kinderliebe fremd. Doch hier nutzte die Mutter Erinnerungserzählungen über den verstorbenen Ehemann, um sich von dem neuen Mann abzugrenzen und den Kindern das Gefühl zu vermitteln, geliebt zu sein, wie Ruth Waxner schildert: »Dann hat sie manchmal in der Stube die Bilder rausgekrant und die Briefe rausgekrant und hat mir Teile davon vorgelesen. Und ich bin wohl auch sein Ein und Alles gewesen. Er hat auch immer gefragt und meine Mutter hat alle meine Fortschritte ihm mitgeteilt.«<sup>106</sup> Der verstorbene Vater war also auch nach der Wiederheirat der Mutter in der Familie präsent und diente der Vergewisserung besserer Zeiten sowie der Wertschätzung der Kinder.

Manchmal waren es aber auch die Schwiegereltern der Mutter, die eine Wiederheirat der Kriegerwitwen verhinderten. Das war vor allem in bürgerlichen westdeutschen Familien der Fall. So hätte die Mutter von Christa Weber bei einer Wiederverheiratung nicht nur die Witwenrente verloren, sondern auch die großzügige finanzielle Versorgung durch die Schwiegereltern – einem Fabrikantenehepaar –, von deren Wertschätzung nicht zu sprechen.<sup>107</sup> In solchen Fällen scheint es das erklärte Ziel der Eltern des Verstorbenen gewesen zu sein, die Erinnerung an ihn nicht durch eine neue Heirat zu konterkarieren. Gerade in der Bundesrepublik wurde an die Frauen der gesellschaftliche Anspruch gestellt, in Erinnerung an ihre gefallenen Männer zu leben und ihr »Vermächtnis« weiterzutragen.

103 Interview Ilse Müller, Transkript, S. 5.

104 Interview Ruth Waxner, Transkript, S. 6.

105 Ebd., S. 11.

106 Interview Ruth Waxner, Transkript, S. 38.

107 Interview Christa Weber, Transkript, S. 2.



## VI. ERZÄHLUNGEN UND NICHT-ERZÄHLUNGEN ÜBER DEN VATER IN DER FAMILIE

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg waren der Tod und die Toten in der Erinnerungs- und Vorstellungswelt der Nachkriegsgesellschaften stets gegenwärtig.<sup>108</sup> In West- wie in Ostdeutschland kursierten in den meisten Familien Erzählungen über den gefallenen Vater, die ihn mit vorbildhaften Charakterzügen ausstatteten und idealisierten. Ruth Waxner zum Beispiel liebte es, wenn die Mutter über den Vater erzählte, ein Heizungsinstallateur, der 1943 in Russland ums Leben gekommen war, der liebevoll und gut aussehend gewesen sein soll.<sup>109</sup> Auch bei Thomas Schmidt grenzte die Schilderung des toten Vaters durch die Mutter an Ikonisierung, wie er aus der Retrospektive kritisch bemerkt: »Also, der war wirklich perfekt und man konnte ihm nicht an's Zeug flicken, man hatte ihn ja schließlich nicht und der war unantastbar, der war wie ein Gott, ne?«<sup>110</sup> Als personifizierte »Lichtgestalt« dienten die toten Väter nicht selten den Müttern als Erziehungsmittel, wie Inge Dollinger berichtet: Ihre Mutter habe ihr und dem kleinen Bruder in der Kindheit immer wieder erzählt, dass der »Vati« gar nicht weg sei, sondern

»der hat vom Himmel runtergeguckt und immer, wenn wir nicht brav waren, hat er das gesehen, und meine Mutter hat also ihre Erziehung ganz schön raffiniert aufgebaut (lacht) – mein Vater hat mitgeschafft sozusagen: ›Wenn das der Vati sehen würde‹ [...]. Ja, das war ein Übervater. Mein Vater hat ja nur gute Eigenschaften, meine Mutti hat ja nur gut über ihn gesprochen, nicht.«<sup>111</sup>

Vermischt wurden solche Zuschreibungen mit entsprechenden Anekdoten der Eheleute aus »besseren Tagen«, die politischer Implikationen weitgehend enthoben sind und wie Filmbilder eines imaginären Albums des Familiengedächtnisses abgerufen werden können. Angela Keppler hat festgestellt, dass das Familiengedächtnis nicht nur aus großen Narrationen besteht, sondern vielmehr auch aus kleinen profanen Anekdoten und Episoden von Familienmitgliedern, die immer wieder erzählt werden, obgleich oder gerade weil sie alle in der Familie schon kennen. Sie fungieren – oft in Verbindung mit Fotografien – als Bausteine einer erinnernden sozialen Kommunikation, die der gemeinsamen Vergewisserung der Familiengeschichte dient. Das Traditionsbewusstsein einer Familie bilde sich nicht durch eine einheitliche Geschichte, sondern entstehe aus einer Vielzahl von Episoden und fragmentierten Geschichten, die oft »idealen Erzählungen« entsprechen.<sup>112</sup> Besonders deutlich wird dies in der Erzählung von Inge Dollinger. Ihre Mutter habe ihr und dem kleinen Bruder immer wieder erzählt, dass der im Generalstab der Wehrmacht in Wien eingesetzte Vater

»so sportlich war und dass er so lustig war und so gut singen konnte und die Leute so animieren konnte und dass seine Soldaten ihn so geliebt haben. Der konnte die so mitreißen, und er hat ja auch ein Buch geschrieben über Gepäckmarsch, war ja für Soldaten wichtig [...]. Also: Der war immer super. Und die hat ja natürlich immer von schönen Sachen erzählt, wie schön sie in Urlaub gefahren sind. Und: er hat ja erst ein Motorrad bloß gehabt und meine Mutter musste immer in den Beiwagen, und das mochte sie ja gar nicht, und dann hat er eben doch ein Auto gekauft – Gott sei Dank.«<sup>113</sup>

108 *Svenja Goltermann*, Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg, München 2009, S. 17.

109 Interview Ruth Waxner, Transkript, S. 9.

110 Interview Thomas Schmidt, Transkript, S. 35.

111 Interview Inge Dollinger, Transkript, S. 3.

112 *Angela Keppler*, Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien, Frankfurt am Main 1994, S. 145 und 148.

113 Interview Inge Dollinger, Transkript, S. 14.

Fragen nach den Aktivitäten des Vaters im Krieg bleiben in dieser zur Geschichte geronnenen Erzählung ebenso ausgeblendet wie die konkrete Rolle des Vaters während des Nationalsozialismus. Zwar kann Inge Dollinger die Funktion des Vaters – er war Quartiermeister – noch benennen. Alles Weitere bleibt verschwommen und steht angesichts der Tatsache, dass der Vater bei der Okkupation Rumäniens in Bukarest einem Attentat zum Opfer fiel, im Hintergrund.<sup>114</sup> Nicht zuletzt trug die Trauer vieler Mütter dazu bei, die gemeinsame Vergangenheit mit dem Verlobten oder Ehemann romantisch zu verklären. Darüber hinaus gab es spezifische Sagbarkeitsregeln, die auf das Gedächtnis an die Toten einwirkten und auch in den Interviews relevant sind. So war es aus Gründen der Pietät, aber auch gesellschaftlich und familiär nicht erwünscht, über die politische Orientierung der Ehemänner und Väter und ihre Beteiligung an Morden und Verwüstungen an der Front und in den besetzten Gebieten zu sprechen. Die Erzählungen der ost- wie westdeutschen Frauen und Männer verweisen darauf, dass die Mütter sich gegenüber den Kindern nicht zu Schuld und Verantwortung bekannten und für Klärungen kaum zur Verfügung standen. Die wenigen Fakten, die über den Vater im Krieg in den Familien kursierten, dienten den befragten Männern und Frauen gewissermaßen als Rahmengerüst. Leerstellen in den familiären Narrativen werden mit eigenen Vermutungen und Sinnstiftungen gefüllt. Das Nicht-Wissen ist aber nicht nur ein Produkt der jeweiligen familiären und gesellschaftlichen Nicht-Kommunikation, sondern hat auch eine emotionale und kognitive Dimension, an der die Nachkommen selbst beteiligt sind. Es bedarf der emotionalen Bereitschaft, die vorhandenen Andeutungen und Hinweise aufzugreifen und sie nicht zu überhören und zu ignorieren.<sup>115</sup> Darüber hinaus war insbesondere in der sich sozial ausfächernden Bundesrepublik der jeweils schichtspezifische Hintergrund des Familiengedächtnisses mit ausschlaggebend für die Interpretation des Charakters und der Handlungen des Vaters. Während adlige Interviewpartnerinnen und -partner ihren Vätern per se eine Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus sowie ein hohes Maß an Verantwortungsbewusstsein und Entscheidungskraft zuschreiben, dominieren in Arbeiter- und Angestelltenfamilien Erzählungen des Vaters als Opfer gegebener und nicht veränderbarer Umstände.

Der Soziologe Maurice Halbwachs betont in seinen Arbeiten zu den sozialen Rahmenbedingungen des Gedächtnisses, dass Erinnerungen stets an die soziale Zugehörigkeit eines Menschen gebunden sind, die sich im Laufe des Lebens erweitert und verändert.<sup>116</sup> So wird die Kommunikation über Erinnerungen beeinflusst durch Faktoren wie Geschlechts-, Schichten- und Generationszugehörigkeiten, spezifische Weltanschauungen, politische Einstellungen sowie religiöse Traditionen.<sup>117</sup> Vor diesem Hintergrund ist das Familiengedächtnis als ein intergenerationelles Beziehungsgeflecht zu sehen, in das zeitspezifische Entwicklungen und gesellschaftliche Sagbarkeitsregeln ebenso eingehen wie die Eindrücke und Erfahrungen verschiedener Generationen.<sup>118</sup> In der DDR variierte das Familiengedächtnis an den Vater ebenfalls schichtspezifisch, wobei die politisch-ideologische Sozialisation der Väter in einigen Erzählungen eine wichtige Rolle spielt. Besonders deutlich

114 Ebd.

115 Dazu *Margit Reiter*, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*, Innsbruck 2006, S. 237.

116 Dazu *Dorothee Wierling*, *Oral History*, in: *Michael Maurer* (Hrsg.), *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2003, S. 81–151, hier: S. 101.

117 *Claudia Althaus*, *Geschichte, Erinnerung und Person. Zum Wechselverhältnis von Erinnerungsresiduen und Offizialkultur*, in: *Günter Oesterle* (Hrsg.), *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung*, Göttingen 2005, S. 589–610, hier: S. 591f.

118 Dazu *Malte Thießen*, *Gedächtnisgeschichte. Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen*, in: *AfS* 48, 2008, S. 607–634, hier: S. 622.

wird dies in der Erzählung von Margret Dahms, die heute in Pirna lebt. Im Jahr 1937 in Radebeul geboren, betont sie noch heute die sozialistische Tradition der Familie. Ihr Vater – aus einer armen Glasbläserfamilie aus Ilmenau stammend – sei in der Weimarer Republik Mitglied der Sozialistischen Arbeiter-Jugend (SAJ) gewesen und habe gemeinsam mit seinem Bruder für ein »besseres Leben« gekämpft.<sup>119</sup> Diese antifaschistische Tradition prägt dann auch die Schilderung der Rolle des Vaters im Krieg. Zwar sei der Vater als Soldat beim Polenfeldzug dabei gewesen, doch habe er in Polen Kohlen schaufeln müssen und sei mit einem Gewehrkolben in den Bauch gestoßen worden, was zu einer nicht mehr heilenden Verletzung geführt habe. Der Vater sei dann an »Hitlers Geburtstag« 1942 verstorben – gewissermaßen als Opfer der Wehrmacht, der er selbst angehörte.<sup>120</sup> Die Erzählung von Margret Dahms ergibt in mehrfacher Hinsicht Sinn. Sie situiert die Familie in einen antifaschistischen Kontext und rückt den Vater in die Nähe des Status »Opfer des Faschismus«, der in der DDR auch bei Kriegerwitwen sehr begehrt war, weil er höhere Renten und gesellschaftliche Anerkennung versprach.<sup>121</sup> Zudem entsprach die Interpretation der politischen Einstellung von Margret Dahms und ihrer Mutter. Beide waren langjährige Mitglieder der SED. Thomas Schmidt hingegen füllt die Kenntnisse über den Lebensverlauf seines Vaters anhand aktueller Diskurse auf.<sup>122</sup> Er erzählt, dass sein Vater in den 1930er-Jahren als Architekt in die Fußstapfen des Großvaters getreten sei. Allerdings habe er sich bald mit ihm überworfen und in Würzburg daraufhin ein Gauheimstättenamt übernommen.<sup>123</sup> Die mögliche Affinität des Vaters zum Nationalsozialismus wird hier einerseits als Vater-Sohn-Konflikt und als individueller Drang geschildert, ein eigenes berufliches Profil zu entwickeln. Das Beispiel zeigt, dass die Zeitzeugen die Biografie ihres verstorbenen Vaters nicht zuletzt vor dem Hintergrund gegenwärtiger medialer Referenzthemen deuten. Dabei dienen nicht nur explizite Bezüge auf den Zweiten Weltkrieg als Erinnerungsimpuls, wie sie TV-Dokumentationen und Filme über den Nationalsozialismus bieten. Mindestens genauso wichtig sei, wie Malte Thießen betont, der »normale Medienalltag, dessen Bilder und Deutungen Aktualisierungen anregen«.<sup>124</sup>

Vielen deutschen Interviewpartnerinnen und -partnern gemein ist, dass sie den Vater trotz ihres mangelhaften Wissens über seine Aktivitäten während des Zweiten Weltkriegs in einen entlastenden Konversionstopos einbinden. Ein bedeutsamer Hintergrund dafür ist die Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung, die ab Mitte der 1990er-Jahre ins öffentliche Bewusstsein rückte, dass die Wehrmacht nicht länger als »sauber« gelten konnte, sondern systematisch in die Verbrechen des Nationalsozialismus eingebunden gewesen war.<sup>125</sup> Bei den west- und ostdeutschen Interviewten führt dieses Wissen allerdings nicht dazu, die Vergangenheit ihrer Väter kritisch zu hinterfragen. Zwar werden die Verbrechen der Wehrmacht als gegeben vorausgesetzt, aber dem eigenen Vater wird demgegenüber eine ablehnende Haltung zugeschrieben. In den meisten Erzählungen gibt es einen spezifischen Schlüsselmoment, in dem der Vater entweder in einem Gespräch mit der Mutter oder brieflich angedeutet habe, dass er die Verbrechen der Nationalsozialisten im Krieg verabscheue. Das gilt auch für jene Interviewpartnerinnen und -partner,

119 Interview mit Margret Dahms am 24.6.2007, Transkript, S. 21.

120 Ebd., S. 4f.

121 Vgl. *Heineman*, *What Difference Does a Husband Make?*, S. 196.

122 Interview Thomas Schmidt, Transkript, S. 35.

123 Ebd., S. 1.

124 *Malte Thießen*, *Der Luftkrieg als Lebens- und Familiengeschichte. Medien und Rahmen der Erinnerung an den »Feuersturm«*, in: *Ulrich Lamparter/Silke Wiegand-Grefe/Dorothee Wierling* (Hrsg.), *Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms 1943 und ihre Familien*, Göttingen 2013, S. 104–123, hier: S. 107.

125 Dazu *Tim Seidenschnur*, *Streit um die Wehrmacht. Die Debatten um die Wehrmachtausstellungen im Wandel der Generationen*, Marburg 2010.

die sich mit der Vergangenheit ihres Vaters aktiv auseinandergesetzt haben. Christa Weber hat sich über Jahre mit der Frage beschäftigt, was ihr Vater als Prokurist der Reichsumsiedlungsgesellschaft vom Holocaust gewusst haben könnte. Sie meint aber, dass ihr Vater bestimmt darüber schockiert gewesen sei.<sup>126</sup> Dass er als überzeugter Nationalsozialist dem Regime letztlich doch kritisch gegenübergestanden habe, stellt für sie ein wichtiges Entlastungsmotiv dar.<sup>127</sup> Ähnliches gilt für die 1936 geborene Christine Mück aus dem brandenburgischen Michendorf, deren Vater, von Beruf Dorflehrer und Kantor, seit 1933 Mitglied der NSDAP gewesen war. Sie erzählt von einem geheimnisvollen Brief, den der Vater kurz vor seinem Tod im Jahr 1944 an die Mutter geschickt habe. Obgleich der Brief nicht mehr vorhanden ist und die Mutter nichts über den Inhalt berichtete, meint Christine Mück, ihr Vater habe sich darin kritisch gegenüber Nationalsozialismus und Krieg geäußert.<sup>128</sup>

Auch männliche Interviewpartner bemühen in ihren Erzählungen den Konversions-topos, wenn es um die Rolle des Vaters während des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs geht. Besonders deutlich wird dies bei Horst Kuhlmann aus Leipzig, dessen Vater Mitglied der NSDAP war. In späteren Feldpostbriefen habe er geschrieben, dass er »verblendet« gewesen sei und »es« bereut habe.<sup>129</sup> Dieses »es« bleibt in der Erzählung von Horst Kuhlmann allerdings ebenso nebulös wie seine Antwort auf die Frage, ob er einen solchen Feldpostbrief auch gelesen habe: »Nee, habe ich nie. Ich nehme an, dass da auch viel durch den Umzug viel verloren gegangen ist«.<sup>130</sup> Mit dem Motiv der Konversion werden die Väter retrospektiv zwar mit einem Wissen um die Verbrechen ausgestattet, aber selbst als Opfer des Zweiten Weltkriegs darstellt.

In Polen betonen fast alle Befragten, dass ihre Mütter und Verwandten insbesondere in den Jahren bis Mitte der 1950er-Jahre nur wenig über die Aktivitäten des Vaters während der Besatzungszeit sprachen. Im Vordergrund hätten vielmehr Schilderungen seines Charakters und Anekdoten aus einer »besseren Zeit« gestanden. Neben der Trauer der Mutter und der gleichzeitigen Hoffnung, dass die Väter doch noch zurückkehren würden, ist dafür vor allem relevant, dass in Polen nach 1945 eine deutliche Schere zwischen der staatlich verordneten Erinnerungspolitik und der familiären Erinnerung an den Vater existierte, insbesondere wenn dieser der Armia Krajowa beziehungsweise ihr zugeordneten Organisationen angehört hatte oder durch die sowjetische Besatzung ums Leben gekommen war. Die Erinnerung an Menschen, die in die Sowjetunion deportiert worden waren, sollte angesichts der Förderung der sowjetisch-polnischen Freundschaft und der Tatsache, dass viele Polen den Sozialismus als weitere Form der Fremdherrschaft empfanden, unterdrückt werden.<sup>131</sup> Jerzy Grabowski, dessen Vater im Januar 1945 in einem sowjetischen Lager starb, erzählt, seine Mutter habe nicht über den Vater geredet, auch keine Fotos von ihm aufgestellt oder Gedenkrituale zu seinem Geburtstag begangen, weil sie meinte, dass dies – in Anbetracht der kommunistischen Machthaber – für ihren Sohn schädlich sei.<sup>132</sup>

126 Interview Christa Weber, Transkript, S. 18.

127 Vgl. *Reiter*, *Die Generation danach*, S. 181.

128 Interview mit Christine Mück am 6.12.2007, Transkript, S. 2.

129 Interview Horst Kuhlmann, Transkript, S. 44.

130 Ebd.

131 *Karol Sauerland*, Literarische und mediale Erinnerungskultur(en) in Polen, in: *Krzysztof Ruchniewicz/Jürgen Zinnecker* (Hrsg.), *Zwischen Zwangsarbeit, Holocaust und Vertreibung. Polnische, jüdische und deutsche Kindheiten im besetzten Polen*, Weinheim/München 2007, S. 19–26, hier: S. 19. Vgl. auch *Barbara Szacka*, Die Legende von der Armia Krajowa im kollektiven Gedächtnis der Nachkriegszeit, in: *Bernhard Chiari* (Hrsg.), *Die polnische Heimatarmee. Geschichte und Mythos der Armia Krajowa seit dem Zweiten Weltkrieg*, München 2003, S. 847–861, hier: S. 848ff.

132 Interview Jerzy Grabowski, Transkript, S. 2.

Häufig war das Schweigen über den Vater nach innen mit der Vorgabe von Deckerzählungen nach außen verbunden. Stefan Ratajczak musste auf Geheiß der Mutter stets sagen, dass sein Vater »Arbeiter« gewesen und an der Front gefallen sei.<sup>133</sup> Damit wollte die Mutter suggerieren, er sei als Mitglied der polnischen Armee im Kampf gegen die Deutschen gestorben, um ihrem Sohn in Łódź, wo die Familie ab 1944 lebte, einen guten Stand in der Schule zu ermöglichen. Auch die Mutter von Teresa Szymańska erzählte kaum etwas über die Aktivitäten ihres Ehemanns bei den Nationalen Streitkräften, um sich und ihre Tochter zu schützen.<sup>134</sup> Auch in der Schule sollte sie über dieses Thema nicht sprechen. Denn die Armia Krajowa und ihre Unterabteilungen galten nach 1945 als staatsfeindlich. In der Volksrepublik Polen sollte nicht mehr an Vertreter der polnischen Regierung aus der Vorkriegszeit oder an bürgerliche Widerstandskämpfer erinnert werden. Die Soldaten wurden bis zum Ende der Stalinära als Klassenfeinde oder Kollaborateure verunglimpft und zum Teil auch verhaftet.<sup>135</sup> Bei Teresa Szymańska führte dies zu einer Mystifizierung des Vaters, wie sie erzählt, die sie erst nach dem Tod der Mutter ansatzweise infrage stellte. Das Beispiel zeigt, wie der Vater im Familiengedächtnis gleichzeitig vergessen und heroisiert werden konnte. Denn die Armia Krajowa verkörperte im kommunikativen Gedächtnis vieler Familien die Tradition des alten, wahren Polens, auch wenn über Konkretes kaum gesprochen wurde.<sup>136</sup> Erst mit dem »Frühling im Oktober« des Jahres 1956 lockerte sich die Haltung gegenüber der Armia Krajowa allmählich, während Gewalttaten im Laufe der sowjetischen Besatzung bis in die 1980er-Jahre hinein tabuisiert wurden.<sup>137</sup> Gleichwohl kamen im Zuge von Solidarność immer mehr Publikationen des unter dem Namen »Samisdat« bekannten, unabhängigen Verlagswesens auf den Markt, die neues historisches Wissen unabhängig von der Zensur präsentierten und auch die Deportationen von Polen in die UdSSR ansprachen.<sup>138</sup> Außerdem modifizierte die seit 1948 herrschende Polnische Vereinigte Arbeiterpartei (PZPR) nun endgültig das offizielle Bild der Armia Krajowa und hob deren Leistungen während des Zweiten Weltkriegs hervor.<sup>139</sup> Aus diesem Grund empfinden die Interviewten die Aktivitäten der Solidarność vor und nach dem Kriegszustand 1981 als Phase des Aufbruchs für die gesellschaftliche Anerkennung ihrer Väter.

Trotz der beschriebenen Unterschiede gibt es eine deutlich erkennbare Gemeinsamkeit in West- und Ostdeutschland sowie in Polen bezüglich der Interpretation der kriegsbedingten Vaterlosigkeit: In den Erzählungen aller Interviewpartnerinnen und -partner dominiert

133 Interview Stefan Ratajczak, Transkript, S. 8.

134 Interview Teresa Szymańska, Transkript, S. 4.

135 Bernhard Chiari, Die Heimatarmee als Spiegel polnischer nationaler Identität, in: *ders.*, Die polnische Heimatarmee, S. 1–25.

136 Vgl. ebd., S. 4.

137 Elżbieta Tarkowska, Der Umgang mit der Zeit im polnischen Alltag, in: *Ewa Kobylińska/Andreas Lawaty* (Hrsg.), *Erinnern, vergessen, verdrängen. Polnische und deutsche Erfahrungen*, Wiesbaden 1999, S. 164–177, hier: S. 168.

138 Krzysztof Ruchniewicz, Die Erinnerung an die Opfer des Stalinismus als Thema öffentlicher Diskussion in Polen, in: *Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelic* (Hrsg.), »Transformationen« der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989, Essen 2006, S. 79–92, hier: S. 83.

139 Die PZPR war 1948 aus der Vereinigung der kommunistischen Polnischen Arbeiterpartei (PPR) mit der Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) hervorgegangen. Sie war eine monolithische Partei sowjetischen Typs, die das Herrschafts- und Organisationsmonopol in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft für sich beanspruchte. Vgl. *Andrzej Friszke*, Die kommunistischen Regierungen in Polen 1944/45 bis 1980, in: *Dieter Bingen/Krzysztof Ruchniewicz* (Hrsg.), *Länderbericht Polen*, Bonn 2009, S. 78–97, hier: S. 80. Vgl. *Andrzej Czesław Żak*, Militärische Traditionspflege in den polnischen Streitkräften, in: *Chiari*, Die polnische Heimatarmee, S. 691–720, hier: S. 707f.

das Bild der leidenden und zugleich starken Mutter, die die Familie versorgte. Für die Kinder hieß dies, so suggerierte die Außenwelt auch nach dem Zweiten Weltkrieg, sich besonders brav und rücksichtsvoll ihnen gegenüber zu verhalten. Viele weibliche Angehörige der Jahrgänge 1900 bis 1912, also die Mütter der »Kriegskinder« des Zweiten Weltkriegs, hatten den Ersten Weltkrieg als Kinder erlebt und unter Hunger, Entbehrungen und der Abwesenheit oder dem Verlust des eigenen Vaters gelitten. Diese Erfahrungen schwebten in den von den Müttern erzählten Lebens- und Leidensgeschichten mit. Auch die polnischen Befragten beschreiben ihre Mütter als stark und leidend zugleich, allerdings unter anderen historischen Vorzeichen. Dies ist im Kontext der langjährigen Erfahrung der Fremdherrschaft in Polen, ferner mit dem verbreiteten Messianismus-Motiv und dem Glauben an einen tieferen Sinn des Leidens der polnischen Nation zu interpretieren.<sup>140</sup>

## VII. WIEDERGUTMACHUNGEN IM WEITEREN LEBENSVERLAUF

Der Verlust des Vaters ragte als Kriegsfolge weitaus stärker in sozialer Hinsicht in die Adoleszenz der Töchter hinein, als dies bei Söhnen der Fall war. Dies trifft für den Bereich von Ehe und Familie, aber auch für berufliche Aspekte in den Lebensverläufen zu, was vor allem gesellschaftlich-strukturelle Gründe hatte. So hatten Frauen in allen drei Gesellschaften in den 1950er- und 1960er-Jahren geringere Bewegungs- und Handlungsspielräume als Männer. In der Bundesrepublik markierte zudem der Beruf für die meisten weiblichen Halbwaisen zunächst keine eigenständige und längerfristige Option. Zwar war eine Berufsausbildung als Absicherung gegen die Wechselfälle des Lebens für Töchter von Kriegerwitwen unumstritten, und dies galt gleichermaßen für Frauen aus dem Bürgertum und dem Adel. Sie war aber in der Regel temporär angelegt und wurde spätestens mit der Geburt des ersten Kindes aufgegeben. Besonders deutlich wird dies in der Erzählung von Doris Mahlmann, die 1939 in einer niedersächsischen Kleinstadt geboren wurde. Weder durfte sie wie ihre beiden älteren Geschwister das Gymnasium besuchen noch ihren Berufswunsch Krankenschwester verwirklichen, obgleich die Mutter selbst in diesem Beruf vor ihrer Heirat gearbeitet hatte. Wichtiger sei für die Mutter gewesen, so Doris Mahlmann, die jüngste Tochter vorteilhaft »unter die Haube« zu bekommen. Dabei habe der Mutter die Ehe mit einem Beamten vorgeschwebt, da der Berufsstand besonders krisensicher sei. Nach der Beendigung der Realschule erlernte Doris Mahlmann 1956 bei Bekannten der Mutter Haushaltsarbeit und lernte ihren Ehemann Ernst kennen, der 14 Jahre älter und bereits erfolgreicher Geschäftsmann war. Kurze Zeit später bekam sie zwei Kinder und führte – ganz im Sinne der Mutter – das Leben einer Hausfrau und Mutter.<sup>141</sup> Der bis in die frühen 1960er-Jahre anhaltende Babyboom schien die Attraktivität dieses familiären Lebensmodells zu bestätigen.<sup>142</sup> Zugleich waren junge Frauen, die uneheliche Kinder bekamen oder den »falschen« Partner heirateten, in allen sozialen Schichten gesellschaftlichen und familiären Repressionen ausgesetzt, da ihre Lebensverläufe immer auch als Folge der kriegsbedingten Vaterlosigkeit betrachtet wurden.<sup>143</sup> Darüber hinaus kam es bei den befragten Frauen häufiger vor, dass sie berufliche Pläne modifizierten, um weiterhin in der Nähe der Mutter leben und sich um sie kümmern zu können.<sup>144</sup>

140 *Izabella Main*, Kirche, Zivilgesellschaft und »Nationalkatholizismus« im kommunistischen Polen, in: *Friedrich Wilhelm Graf/Klaus Große Kracht* (Hrsg.), *Religion und Gesellschaft. Europa im 20. Jahrhundert*, Köln/Weimar etc. 2007, S. 269–285, hier: S. 270.

141 Interview mit Doris Mahlmann am 17.2.2006, Transkript, S. 17f.

142 *Eva-Maria Silies*, *Liebe, Lust und Last. Die Pille als weibliche Generationserfahrung in der Bundesrepublik 1960–1980*, Göttingen 2010, S. 420.

143 Das war bei Christa Weber, Eleonore Scholz und Luise Gräfin Waldeshausen der Fall.

144 Interview Hilde Sturm, Transkript, S. 42. Vgl. Interview Inge Dollinger, S. 32f.

In der DDR hatte die ebenfalls enge Verbindung zwischen Töchtern und Müttern andere Gründe. Zu nennen ist hier die desolate Wohnraumsituation, die dazu führte, dass viele Töchter auch nach der Eheschließung bei den Müttern wohnten, die bei der Kinderbetreuung halfen. Weil die Interviewpartnerinnen in der Regel voll erwerbstätig waren und von den Qualifizierungsmaßnahmen für Frauen profitieren konnten, fühlten sie sich für ihren Ehemann, von dem sie in der Regel finanziell unabhängig waren, oft weniger verantwortlich als für das Wohlergehen der Mutter. Hinzu kam die vergleichsweise hohe gesellschaftliche Akzeptanz Alleinerziehender in der DDR.<sup>145</sup> Eine solche Konstellation trug mutmaßlich dazu bei, dass sich fast alle ostdeutschen Interviewpartnerinnen von ihren Ehemännern trennten.

Auch in Polen prägte der Verlust des Vaters den weiteren Lebensverlauf – zumindest in der retrospektiven Deutung – bei weiblichen Halbweisen intensiver, als dies bei den männlichen Befragten der Fall war. Trotz einer großen Zahl erwerbstätiger Frauen blieb das traditionell geschlechtsspezifische Familienleitbild in Polen nahezu ungebrochen erhalten, was nicht nur dem Einfluss der katholischen Kirche, sondern auch der mangelhaften Kinderbetreuungssituation zuzuschreiben ist.<sup>146</sup> So hatten Frauen seit den 1950er-Jahren zwar die gleichen Startchancen im beruflichen Bereich wie Männer, auch behielten sie die Erwerbstätigkeit nach der Eheschließung und der Geburt der Kinder bei. Die Sorge um die Familie hatte aber auch hier oberste Priorität. Demzufolge fühlten sich die befragten Frauen für ihre Mütter weitaus mehr in der Verantwortung als die Männer, wobei auch in ihren Erzählungen das Motiv der »Wiedergutmachung« zentral ist. Diese »Wiedergutmachung« führte in einigen Fällen dazu, dass die Frauen eigene berufliche Pläne modifizierten oder aufgaben, um sich um ihre Mütter zu kümmern. Besonders deutlich wird dies in der Erzählung von Kamila Skolimowska. Sie ging nach ihrem Abitur im Jahr 1958 nach Paris, um Französisch zu lernen, und verliebte sich dort. Ihre Mutter habe allerdings unter ihrem Auslandsaufenthalt sehr gelitten, zumal ihre beiden Brüder bereits eigene Familien gegründet hatten. Kamila Skolimowska verwarf daraufhin ihre Heiratspläne und zog wieder zu ihrer Mutter nach Poznań, um sich besser um sie kümmern zu können: »In mir ist ein Gefühl geblieben, dass ich in der Pflicht stehe, das Schicksal meiner Mutter wiedergutzumachen. [...] Da war etwas tief in mir – eine Wiedergutmachung, damit sie auch etwas Gutes in ihrem Leben bekommt, nach all den bösen Dingen, die sie erlebt hat.«<sup>147</sup>

Eine ganz ähnliche Rolle spielte das Motiv der Rücksichtnahme gegenüber der Mutter in der Erzählung von Janina Kaczmarek. Nach erfolgreicher Beendigung ihres Sportstudiums im Jahr 1966 hätte sie eine Stelle als Assistentin an der Hochschule in Wrocław antreten können. Dieses Angebot lehnte sie ab. Stattdessen zog sie wieder zu ihrer Mutter nach Leszno und arbeitete dort als Lehrerin.<sup>148</sup>

145 Norbert F. Schneider, *Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970–1992*, Stuttgart 1994, S. 124f. und 128.

146 Im Jahr 1971 standen 100 beschäftigten Frauen nur 16 Krippenplätze zur Verfügung. Nur ein Viertel aller Kinder besuchte einen Kindergarten. Noch im Jahr 1983 konnten von 100 Kindern nur fünf eine Kinderkrippe besuchen. Dies führte dazu, dass Frauen trotz guter Qualifikation in niedriger bezahlten Berufen als Männer oder in Teilzeit arbeiteten. Vgl. Peter Hübner/Christa Hübner, *Sozialismus als soziale Frage. Sozialpolitik in der DDR und Polen 1968–1976*, Köln/Weimar etc. 2008, S. 279f.

147 Interview Kamila Skolimowska, Transkript, S. 15.

148 Interview Janina Kaczmarek, Transkript, S. 8. Die befragten Frauen trafen diese Entscheidung, obgleich die Arbeitslosigkeit in Polen ab 1960 bedingt durch stärkere Geburtenjahrgänge, die auf den Arbeitsmarkt drängten, zugenommen hatte. Dazu Barbara Klich-Kluczewska, *Social Policy and Social Practice in the People's Republic of Poland*, in: Sabine Hering (Hrsg.), *Social Care under State Socialism (1945–1989)*, Opladen 2009, S. 161–172, hier: S. 168. Bei Janina Kaczmarek erwies sich der »Rückzug« zur Mutter aber auch deshalb als positiv, weil letztere ihr später bei der Betreuung der Kinder behilflich sein konnte.

Die männlichen Befragten konnten sich hingegen in allen drei Gesellschaften leichter von den Zielen, Bedürfnissen und Interessen ihrer Mütter, was den Bereich von Ehe und Familie angeht, lösen. Ihre Ehepartnerinnen suchten sie nach eigenen Wünschen aus und ließen der Mutter für Kritik an ihrer Wahl in der Regel weniger Raum. Diese Verhaltensweisen waren ebenfalls sozialisationsbedingt: Männern wurden schon als Jugendlichen größere »Freiheiten« zugestanden als Mädchen. Dennoch sind auch in den Erzählungen der befragten Männer ein schlechtes Gewissen der Mutter gegenüber und das Bedürfnis der Wiedergutmachung spürbar, allerdings vornehmlich im beruflichen Bereich. Die Söhne bemühten sich in allen drei Gesellschaften darum, mit ihren Schulleistungen den Erwartungen der Mütter zu entsprechen. Dietmar Feise wurde 1942 als Sohn eines Stabsarztes geboren und lebte mit seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder in Frankfurt am Main. Die Mutter arbeitete als Krankengymnastin. Für sie sei es eine »absolute Katastrophe« gewesen, als sein jüngerer Bruder auf dem Gymnasium in der zehnten Klasse sitzenblieb, vor allem wegen ihres gefallenen Ehemanns: »Sie fühlte sich, glaube ich, unserem Vater gegenüber immer verantwortlich, dass sie das gut mit uns macht. Und dann so was!«<sup>149</sup> Auch bei der Berufswahl ging es den befragten männlichen Halbweisen darum, bestehende Wünsche der Mütter oder der Familien zu erfüllen oder ihnen zumindest entgegenzukommen. Dabei spielten ökonomische Faktoren eine Rolle: Angesichts der privatwirtschaftlichen Verfasstheit der Bundesrepublik war das Interesse der Mütter groß, die Söhne als Stammhalter aufzubauen, wenn ein Betrieb vorhanden war. Dementsprechend traten mehrere Söhne beruflich in die Fußstapfen des Vaters und führten den Betrieb oder zumindest sein »ideelles Erbe« im Sinne der Mütter fort. Generell erzählen westdeutsche Männer ihr berufliches Leben als Geschichte individueller Wahlmöglichkeiten vor dem Hintergrund der – mit Ausnahme der Wirtschaftsrezession 1966/67 – durch Vollbeschäftigung gekennzeichneten, prosperierenden 1960er-Jahre und frühen 1970er-Jahre.<sup>150</sup> Insofern werden von ihnen berufliche Niederlagen und die Nichtwahrnehmung von Chancen und Möglichkeiten psychologisiert und individualisiert. Besonders deutlich wird dies in der Erzählung von Thomas Schmidt, für den die Erfahrung der Vaterlosigkeit – angeregt durch eine Psychoanalyse – zu einem Erklärungs- und Entlastungsmotiv für sein Scheitern als selbstständiger Architekt wurde.<sup>151</sup> Aufgrund des früh verstorbenen Vaters hätten ihm ein realistisches Einschätzungsvermögen, das nötige Selbstbewusstsein und ein entsprechender Habitus für den Beruf gefehlt.

In den Erzählungen der ostdeutschen Interviewpartner hingegen spielen gefühlte Verpflichtungen gegenüber einem tatsächlichen oder imaginären Erbe des Vaters kaum eine Rolle, entweder weil die Interviewpartner als Flüchtlinge und Vertriebene ohnehin von den väterlichen Betrieben und Netzwerken ausgeschlossen oder weil viele Betriebe schon in den 1950er-Jahren kollektiviert worden waren. Bei ihrer Deutung der beruflichen Laufbahn ist in erster Linie der Staat präsent, entweder fördernd-paternalistisch oder als Antipode der eigenen beruflichen Selbstbehauptungsgeschichte. Etwaige berufliche Krisen und Konflikte werden deshalb nicht im Zusammenhang mit der kriegsbedingten Vaterlosigkeit gedeutet.<sup>152</sup>

149 Interview Dietmar Feise, Transkript, S. 26.

150 Die Wahlmöglichkeiten waren vor dem Hintergrund der »Vollbeschäftigung« für westdeutsche Arbeitnehmer und Angestellte besonders hoch. Jährlich wechselte in den frühen 1960er-Jahren ein Drittel aller Beschäftigten in der westdeutschen Wirtschaft seinen Arbeitsplatz. Vgl. Axel Schildt/Detlef Siegfried, *Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik von 1945 bis zur Gegenwart*, München 2009, S. 183.

151 Interview Thomas Schmidt, Transkript, S. 10.

152 Vgl. *Danuta Kneipp*, *Im Abseits. Berufliche Diskriminierung und politische Dissidenz in der Honecker-DDR, Köln/Weimar etc. 2009*, S. 39.



In den Erzählungen der polnischen Interviewpartner stehen ebenfalls die beruflichen Entwicklungen im Vordergrund. Allerdings legitimieren die befragten Männer diese in erster Linie als persönliche Entscheidungen und Leistungen, wobei der imaginäre Stolz des verstorbenen Vaters auf das in beruflicher Hinsicht Erreichte in den retrospektiven Deutungen mitunter eine Rolle spielt. Der Staat erscheint hier entweder als Gegenpart oder es wird in den Erzählungen hervorgehoben, dass er ausgenutzt und mit List umgangen wurde.

### VIII. VATERSUCHE UND FAMILIÄRE ERINNERUNGSKONFLIKTE

Bereits in den 1950er- und 1960er-Jahren beschäftigten sich einige wenige west- wie ostdeutsche Interviewpartnerinnen und -partner mit dem Verbleib ihres Vaters. Die diesbezüglichen Erzählungen verweisen darauf, dass die Interviewten weder in Peergroups noch mit der Mutter darüber ausführlicher sprachen. Vielfach bot aber erst der Tod der Mutter in den 1990er-Jahren den Anlass für eine intensivere Beschäftigung mit dem Vater. Zum einen lasen die Befragten zu diesem Zeitpunkt zum Teil zum ersten Mal die Feldpostbriefe der Eltern. Zum anderen kam es bei drei westdeutschen Interviewten zu massiven Konflikten um das materielle Erbe. Dies zeigt, dass sich das Familiengedächtnis an den verstorbenen oder vermissten Vater nicht nur konsensual konstituiert, es kann auch konfliktbeladen sein. Dabei birgt, wie Malte Thießen festgestellt hat, nicht immer »die Vergangenheit den Konfliktstoff, der in der Gegenwart eine Rolle spielt, sondern umgekehrt: oft ist die Gegenwart das Problem, das auf die Vergangenheit projiziert und so erzählbar wird.«<sup>153</sup> In dieser Hinsicht stellt der Tod der Mutter, die bis dato eine wichtige Deutungsinstanz des Familiengedächtnisses gewesen war, eine markante Zäsur dar. Diese Leerstelle konnte genutzt werden, um aus einer neuartigen Deutung der Vergangenheit materielle Erbensprüche abzuleiten. Zwar gibt es solche Auseinandersetzungen auch vermutlich en masse in Familien, in denen die Väter überlebten. Aber in den Erzählungen der Interviewpartnerinnen und -partner spielt die kriegsbedingte Vaterlosigkeit eine Rolle, weil vor diesem Hintergrund Familienmitglieder exkludiert und ihnen damit der Anspruch auf materielle Werte wie Häuser, Grundstücke oder Geldvermögen abgesprochen wurde.

Vor diesem Hintergrund entwickelte sich zum Beispiel das ohnehin konkurrenzgeladene Verhältnis von Sigmar Fauth zu seinem ältesten Bruder Dieter nach dem Tod der Mutter im Jahr 1998 dramatisch. Einige Jahre zuvor hatte Dieter die amtlich bestellte Betreuung der alten Dame übernommen. Er galt als Respektsperson und engster Vertrauter der Mutter, zumal er die Familie nach seiner Ausbildung über Wasser gehalten hatte. Nach dem Tod der Mutter stellte Sigmar Fauth jedoch fest, dass sein älterer Bruder über mehrere Jahre Geldbeträge vom Sparbuch seiner Mutter abgezweigt hatte. Daraufhin verbreitete Dieter in der Familie, Sigmar sei gar nicht das Kind des vermissten Vaters, sondern während dessen kriegsbedingter Abwesenheit gezeugt worden. Dieter Fauth hatte damit ein Vakuum, nämlich das spärliche Wissen der Kinder über die Ehe der Eltern, genutzt, um seinen jüngsten Bruder in der Familie zu desavouieren. Sigmar Fauth stellte daraufhin Recherchen an und fand im Jahr 2001 mithilfe von deutschen und russischen Institutionen heraus, dass sein Vater nicht, wie von seinem Bruder behauptet, bereits 1940, sondern erst im März 1942 – also ein halbes Jahr nach seiner Geburt – eingezogen worden war. Sigmar Fauth brach danach jeglichen Kontakt zu seinem Bruder ab.<sup>154</sup> Die ostdeutschen und polnischen Befragten schildern solche Geschwisterstreitigkeiten um das materielle Erbe hingegen nicht. Das liegt vermutlich zum einen daran, dass in der DDR und in Polen

153 Thießen, *Der Luftkrieg als Lebens- und Familiengeschichte*, S. 116f.

154 Interview Sigmar Fauth, Transkript, S. 12ff. und 20f.

wesentlich weniger Menschen Grundbesitz und Eigenheime besaßen als in der Bundesrepublik. Zum anderen schien es weniger Auseinandersetzungen um Sparguthaben gegeben zu haben, weil selbst hohe Geldbeträge nicht sofort in hochwertige Konsumgüter umgesetzt werden konnten, sondern bei Autos, Fernsehern und anderen Luxusgütern mit langen Wartezeiten zu rechnen war.<sup>155</sup>

## IX. FAZIT

Die Ausführungen zeigen, dass die meisten Interviewpartnerinnen und -partner als Angehörige der Jahrgänge 1935 bis 1945 kaum eigene Erinnerungen an ihren im Zweiten Weltkrieg ums Leben gekommenen Vater hatten. Das vorherrschende Leitmotiv in den Erzählungen über den Vater im Familiengedächtnis in West- wie in Ostdeutschland ist die teilnehmende Erinnerung an die Leiden und Verluste der Eltern, vor allem durch den Krieg. Während die Zeit des Nationalsozialismus und die erste Kriegszeit bis zum Tod des Ehemanns von vielen Müttern als private »Liebesgeschichten« positiv konnotiert wurden und das Kriegsgeschehen weithin ausgeblendet blieb, stehen danach die individuellen Leidgeschichten im Vordergrund.<sup>156</sup> Daraus erwuchs insbesondere für die weiblichen Interviewten ein tiefes Gefühl der Verpflichtung der Mutter gegenüber, sie zu unterstützen und möglichst wenig zu belasten. In den Familien kursierten vielfältige Erzählungen über den gefallenen Vater, zumeist in Form von Anekdoten und »Schnappschüssen« aus einem imaginären Familienalbum. Die Leerstelle des Vaters wurde von Müttern und Verwandten mit bestimmten Vaterbildern aufgefüllt, die den Vater als »guten Menschen« zeichneten und mögliche Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus weitgehend außer Acht ließen. Das Gedächtnis an den Vater wurde dabei weitestgehend entpolitisiert und in den jeweils schichtspezifisch beziehungsweise gesellschaftlich akzeptierten Wertekanon der Bundesrepublik oder der DDR eingebettet, um kommunizierbar zu sein. Dies geschieht bis heute nicht zuletzt vor dem Hintergrund jeweils aktueller Erinnerungsrahmungen. Während ostdeutsche Befragte bei der Schilderung ihres Vaters zum Teil auf antifaschistische Erzählmotive zurückgreifen, nutzen westdeutsche Interviewte Versatzstücke aus öffentlichen Deutungsangeboten, die Entlastung, Zugehörigkeit und Glaubwürdigkeit versprechen. Zugleich wird deutlich, dass die »guten« Vater-Geschichten in der Kindheit auf ambivalente Weise bedeutsam waren. Sie ermöglichten es, den eigenen Vater von den zumeist negativ gedeuteten Männern im näheren Umfeld abzugrenzen. Sie gaben die Möglichkeit zu einer positiven Selbstidentifikation einerseits, bedeuteten andererseits aber auch einen spürbaren Erziehungs- und Disziplinierungsdruck.

Viele, vor allem westdeutsche Interviewpartnerinnen und -partner äußern sich heute kritisch-ironisch über die Ikonisierung des Vaters in ihrer Familie. Dennoch bemühen sie den Topos der Konversion, um den Vater von den Verbrechen des Nationalsozialismus abzugrenzen. Die breiten Interpretationsspielräume in Bezug auf die Vergangenheit des Vaters evozieren aber vor allem in dieser Gruppe auch Konflikte im Familiengedächtnis, wobei gegenwärtige Probleme auf die Vergangenheit rückprojiziert werden, was insbesondere bei Erbaueinandersetzungen bedeutsam ist.

Bei den polnischen Interviewpartnerinnen und -partnern sind Erinnerungen an den Vater – anders als bei den befragten deutschen Männern und Frauen – eng mit Bildern der

155 Vgl. *Ina Merkel*, Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR, Köln/Weimar etc. 1999, S. 229f.

156 Vgl. *Margarete Dörr*, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat...«. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, Bd. 3: Das Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Krieg, Frankfurt am Main 1998, S. 194.

Gewalt durch die Besatzungsmächte verbunden. Wie die Ausführungen zeigen, mussten in Polen auch später noch Erinnerungen an den Vater, wenn er zum Beispiel der Armia Krajowa oder einer ihrer Unterorganisationen angehört hatte oder während der sowjetischen Besatzung ums Leben gekommen war, von den Kindern im sozialen Umfeld verschwiegen werden. Bedingt durch das Leid und die Trauer der Mutter ergab sich auch bei den Befragten die gefühlte Verpflichtung zur Wiedergutmachung – bei Frauen eher im persönlichen Bereich, bei Männern in erster Linie im Hinblick auf den Beruf. Vor allem die befragten Frauen neigten dazu, berufliche Pläne und Lebensentwürfe zu verändern, um auch als Erwachsene mit ihren Müttern zusammenleben zu können.

Am Ende ihrer beruflichen Laufbahn und in die Bilanzierungsphase ihres Lebens ein tretend, beschäftigen sich die meisten Menschen stärker mit ihrer Kindheit und mit dem Leben ihrer Eltern. Die befragten vaterlosen polnischen Halbweisen äußern ebenso wie die deutschen eine im Alter verstärkte Sehnsucht nach ihrem Vater und das Bedürfnis, sich intensiver mit ihrer Familiengeschichte zu beschäftigen. Gleichwohl verorten sich die befragten polnischen Halbweisen anders als die deutschen Halbweisen nicht als »Kriegskinder«, sondern allenfalls als Kinder, deren Eltern, vor allem die Väter, viel unter der deutschen und/oder sowjetischen Besatzungsmacht zu erleiden hatten. Das liegt zum einen daran, dass die Erfahrungen der Alterskohorte während des Kriegs aufgrund der komplizierten Besatzungssituation äußerst disparat waren. Zum anderen spielen die Erfahrungen und Leiden von »Kriegskindern« in der aktuellen medialen Erinnerungskultur in Polen keine Rolle und können deshalb auch nicht unter dem Begriff des Traumas subsumiert werden. Nicht das Individuum, sondern das nationale Kollektiv markiert den Bemessungsstab für die öffentliche Artikulation individueller zeithistorischer Erfahrungen.

In methodischer Hinsicht zeigt sich, dass die gängige Unterscheidung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis, kommunikativem und kulturellem Gedächtnis nicht ausreicht, um Deutungen und Erinnerungstiftungen zu verstehen. Nicht nur das Fernsehen und politische Debatten prägen die Erinnerungen, sondern auch der familiäre Rahmen, nationale und lokale Erinnerungskulturen sowie Erzählgemeinschaften im Verwandten- und Freundeskreis.<sup>157</sup> Dementsprechend differieren die Selbstdeutungen des Vaterverlusts nach individuellen Umständen sowie nach Geschlecht, Schichtzugehörigkeit, Bildungsstand, gesellschaftspolitischen Bedingungen und medialen Agenda-Settings. Kennzeichnend für die Erzählungen sind deshalb beträchtliche länderspezifische Unterschiede im Umgang mit dem Verlust des Vaters und im Umgang mit den Folgen eines Lebens ohne Vater.

---

157 Vgl. *Thießen*, *Der Luftkrieg als Lebens- und Familiengeschichte*, S. 120f.

